Karl Theodor Straſſer

Deutſchlands Urgeſchichte

8290

Deutſchlands Urgeſchichte

Von

Karl Theodor Straſſer

1933

Verlag Moritz Dieſterweg, Frankfurt a. M.

Beſtell=Nr. 8240

Alle Rechte vorbehalten

Piererſche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co., Altenburg, Thür.

Vorwort

Der Aufforderung des Verlages, eine Geſchichte der deutſchen Urzeit zu ſchreiben, bin ich trotz der mir nicht unbekannten Schwierigkeiten gern nachgekommen, weil wir Deutſchen zu keiner Zeit unſerer Geſchichte mit ſolcher Sehnſucht in die Zeiten unſerer früheſten Vergangenheit zurückgeblickt haben wie heute, wo alles Gewordene bebt und wankt. Dieſer Wiſſensdurſt heftet ſich auch an den deutſchen Boden jener Jahrtauſende, da ihn Deutſche noch nicht bewohnten. Darum iſt die Urgeſchichte Deutſchlands immer nur das Mittelſtück einer Urgeſchichte Europas. Und gerade das muß uns Deutſche feſſeln: wie dies Herz Europas, unſer Deutſchland, mit ſeinen Raſſen, Kulturen und Glaubensvorſtellungen, zuletzt ſeinem mannigfach und reich durchſchichteten Volk entſtand, nachdem der zerklüftete Boden, die Mutterſcholle der deutſchen Erde, im Geſchiebe und Geſchmelz der rieſenhaften Gletſcher längſt vorgeſtaltet war.

Sehnſucht nach den Wurzeln deutſcher Kraft aber legt uns Verpflichtung auf. Wir Deutſchen von heute müſſen mehr wiſſen als unſere Väter und Großväter. Wir Deutſchen von heute ſuchen nach den Quellen unſeres Weſens. Darum gehört ein Überblick über die Urzeit zur Allgemeinbildung der deutſchen Zukunft.

Es iſt ſelbſtverſtändlich, daß mein Verſuch, auf knappſtem Raum alles Weſentliche nach dem am meiſten anerkannten Standpunkt urgeſchichtlicher Forſchung vorzutragen, auf Widerſtand ſtoßen muß. Denn auf keinem Gebiet vollzieht ſich ununterbrochen, vor allem infolge der unüberſehbaren Ausgrabungen in allen Erdteilen, ein ſo ſtarker Wandel der Anſchauungen und Lehrmeinungen wie auf dem der Urgeſchichte. Ich bin daher dem Privatdozenten Dr. Freiherrn Bolko v. Richthofen ſehr dankbar für ſeine lebendige briefliche Prüfung meiner Darſtellung. Konnte auch nicht in allen Fällen Übereinſtimmung erzielt werden, ſo mögen Sachkenner bedenken, daß eine Urgeſchichte Deutſchlands letzten Endes eine nicht reſtlos lösbare Aufgabe bleibt. Dr. v. Richthofens Urteil war mir beſonders wertvoll in den Fragen der oſtdeutſchen Siedelung: iſt er es doch vor allem geweſen, der die durchſichtige polniſche Behauptung, Weſtpreußen, Poſen und Preußen ſeien uralter ſlawiſcher Boden, als dreiſte Fälſchung der politiſch arbeitenden Warſchauer „Wiſſenſchaft“ erwieſen hat.

Man wird finden, daß die vorliegende Urgeſchichte Deutſchlands nirgends einer einſeitigen Auffaſſung folgt, ſondern da, wo ungelöſte Fragen liegen, auch andere Möglichkeiten offenläßt. So war es nur eine Forderung der Gerechtigkeit, im Schlußwort auch Hermann Wirths ſeheriſcher Lehre einen Raum zu gönnen, wie ihn der heftige Meinungskampf des Augenblicks verlangt.

Überall aber ſei es die Aufgabe unſrer Zeit, Vergangenheit nicht nur zu betrachten, ſondern aus ihr die hohen Werte herauszuſchöpfen, die verjüngend wirken auf unſer ſich wieder erhebendes Vaterland!

Verden / Aller, 1933

Karl Theodor Straſſer

Quellennachweis der Abbildungen.

Die Abbildungen auf den Seiten 4, 18, 23, 29, 30, 34, 43, 45, 48, 49, 58, 60, 69, 88 und 97 wurden mit Genehmigung des Verlages R. Oldenbourg in München aus dem Werk „Schuchhardt, Vorgeſchichte von Deutſchland" entnommen.

Seite 24: Aufnahme des Naturhiſtoriſchen Muſeums, Prähiſtoriſche Abteilung, Wien.

Seite 47 und 78: Aus „Jacob-Frieſen, Einführung in Niederſachſens Urgeſchichte". Mit Genehmigung der Verlagsbuchhandlung Auguſt Lax, Hildesheim.

Seite 57 und 63: Aufnahmen des Staatlichen Muſeums für Vor- und Frühgeſchichte, Berlin.

Seite 65: Aus „Peßler, Der niederſächſiſche Kulturkreis", Niederſächſiſche Verlagsgeſellſchaft m. b. H., Hannover.

Seite 79: Aus „Hahne, Das vorgeſchichtliche Europa, Kulturen und Völker (Monographien zur Weltgeſchichte)", Verlag von Velhagen & Klaſing, Bielefeld und Leipzig.

Seite 94 und 103: Aus „Straſſer, Die Nordgermanen". Mit Genehmigung der Hanſeatiſchen Verlagsanſtalt A.-G., Hamburg.

Seite 102, 104 und 105: Aufnahmen der Staatlichen Bildſtelle, Berlin.

Seite 108: Aufnahme von C. Kind, Schleswig.

Inhalt

	Seite
Die Erde im Weltraum	1
Die Geſchichte der Erde	1
Eiszeitalter (Diluvium)	2
Die Entdeckung des Urmenſchen	5
Zeitalter und Raſſen	9
Die Neandertalraſſe	11
Die Lößraſſe von Aurignac	15
Die Renntierjäger (Crô-Magnon-Raſſe)	18
Die Kunſt der Eiszeit	20
Religion des Eiszeitmenſchen	25
Raſſen der Nacheiszeit	27
Mittlere Steinzeit	28
Geſamtanſicht der Jüngeren Steinzeit	31
Wandlungen des Steinzeitglaubens	34
Kulturen der Jüngeren Steinzeit	37
Ausbreitung der Nordiſchen Raſſe	49
Kultur der Indogermanen	52
Norden und Süden im Beginn der Metallzeit	55
Kulturen und Abſchnitte der Bronzezeit	59
Geſittung von Aunjetitz	60
Die Illyrier	61
Die Germanen	64
Germaniſche Kultur der Bronzezeit	69
Die Kelten	75
Die Geburt der Götter (Religion der Bronzezeit)	77
Die Eiſenzeit	84
Hallſtatt	87
Latène	89
Der germaniſche Völkerſturm	91
Germaniſche Kultur der Völkerwanderung	94
Schlußwort	110
Schrifttum zur Einführung in die Vor- und Frühgeſchichte	111

Die Erde im Weltraum

Mitten im Weltraum tanzt, ein ſtaubkornkleiner Ball, unſre Erde. Sie tanzt den ſcheinbar ewigen Reigen der Milliarden funkelnder und erloſchener Sterne, den Flammenſang, wie ein Dichter geſagt hat, durch einen vielleicht unendlichen, vielleicht nur unendlich großen „Waſſertropfen" des Alls. Sie iſt vielleicht eingeſpannt in jene namenloſen Schwärme von Sonnen, die uns in klaren Winternächten als „Milchſtraße" ins Auge fallen und uns mit Schauern von Ewigkeit durchdringen. Sie iſt vielleicht mitſamt ihrer Herrin, der Sonne, nur ein winziges Glied dieſer Tauſende von Lichtjahren entfernten Maſſenanhäufung von Sonnen, die ſich, wie man meiſtens annimmt, um eine uns unſichtbare Mittelpunktſonne bewegen. Man weiß nicht, welche Form eigentlich die Milchſtraße hat. Nach Kant bildet ſie eine rieſenhafte Linſe, nach Anſicht des hannoverſchen Aſtronomen Herſchel hat ſie etwa die Geſtalt eines Seeſterns, nach neuerer Auffaſſung iſt die Milchſtraße der ſichtbare Teil einer ungeheuren trichterförmigen Spirale. Die Drehrichtung der Milchſtraße iſt alſo eine einheitliche, in allen Bewegungen der Sonnen und ihrer Sterngefüge herrſcht Ordnung (Kosmos). Und wie ſie mit unendlicher Geſchwindigkeit dem Mittelpunkt der Spirale entgegeneilen, um dort zu Gas zu verdampfen, ſo vollzieht ſich ein unaufhaltſamer Schöpfungsvorgang vom Spiralnebel zum Doppelſtern über den Sternenzuſammenprall zurück zum Spiralnebel. Die Sonnen entſtehen und verdichten ſich, treten als heißeſte Heliumſterne mit 20000 Grad Hitze aus den Nebeln hervor, kühlen langſam ab zu weißen (Sirius-) Sternen, werden weiter zu gelben, roten und endlich zu erloſchenen Himmelskörpern, bis ſie durch neuen Zuſammenprall zu neuem Leben aus dem Nichts hervorgerufen werden.

Auch unſre Erde hat ihre Geburt erlebt, ihre Jugend, hat einſt geſtrahlt, iſt dann erkaltet und hat dadurch die Entſtehung der Lebeweſen ermöglicht, zu denen auch der Menſch gehört.

Die Geſchichte der Erde

Auch die Erde war einſt ein blauweiß-glühender Stern, ein Gasball, der in unmeßbaren Zeitläuften zur feuerflüſſigen Kugel wurde. Allmählich erkaltete ſie immer mehr. Sie gab immer mehr Wärme an den kalten Weltraum ab, nach und nach bildeten ſich hier und da feſte Schollen, die größer und größer wurden, bis ſie endlich über dem glühzähen Kern (dem Magma) eine erſtarrte Kruſte bildeten. Doch noch jahrmillionenlang verſanken einzelne Teile der entſtehenden Erdrinde wieder in der Feuersglut des Innern, bis ſie nach immer erneutem Berſten, Wogen und Erſtarren ſo hart geworden war, daß ſie dem ungeheuren Druck von außen und innen ſtandhielt.

Der Erdenſtern war erloſchen, das Leben auf der Erde begann!

Man unterſcheidet von da an vier Weltalter: Primär- und Sekundärzeit, Tertiär und Quartär — oder, wenn man die Lebeweſen einordnet: Paläozoikum (= Primärzeit), Meſozoikum (= Sekundärzeit) und Känozoikum (Tertiär und Quartär). Jeder dieſer Zeiträume iſt gekennzeichnet durch eine nur ihm eigentümliche Bildung der Geſteine, Pflanzen und Tiere. Im Erdaltertum (Paläozoikum) lebten die erſten Algen und Kruſtentiere, die früheſten Wirbeltiere, lungenatmende Fiſche, gepanzerte Amphibien, die erſten Inſekten. Im Erdmittelalter (Meſozoikum) traten neben den erſten Säugetieren und Vögeln die Laubhölzer auf; es war die Zeit der rieſigen Land-, Waſſer- und Luftreptilien, der Saurier. Das Tertiär wiederum iſt die Zeit der großen Säugetiere, und das Quartär führt in ſeinem erſten Abſchnitt, dem Diluvium (oder Eiszeitalter), zur Entſtehung der erſten Menſchen. Heute leben wir im zweiten Abſchnitt des Quartärs, dem Alluvium, der geologiſchen Gegenwart.

Eiszeitalter (Diluvium)

Im Tertiär ſtarben die Rieſenſaurier aus. Dafür traten die großen Säuger, vor allem die Rieſendickhäuter wie Maſtodon, Nashorn und Nilpferd, in den Vordergrund. Die Erdoberfläche nahm allmählich ihre heutige Geſtalt an. Vulkaniſche Ausbrüche wirkten gebirgsbildend und formten die Mittelgebirge Deutſchlands von der Eifel bis zum Fichtelberg. Und infolge ſo mächtiger Wärmeabgabe erkaltete die Erdrinde weiter, es bildeten ſich durch Stauung und Faltung die Alpen, Karpathen und Pyrenäen, die Kordilleren und der ſchneebedeckte Himalaya.

Gleichzeitig entwickelten ſich von der äquatorialen Entfernung abhängige Klimazonen, ſo daß die einſt tropiſche und ſubtropiſche Pflanzenwelt Mitteleuropas immer mehr nach dem Erdgleicher zurückwich. So ſchien die Natur nach unendlicher Zeit die Lebensmöglichkeiten für den Menſchen vorbereitet zu haben, als ein gewaltiger Klimaſturz jene günſtigen Bedingungen zu vernichten drohte.

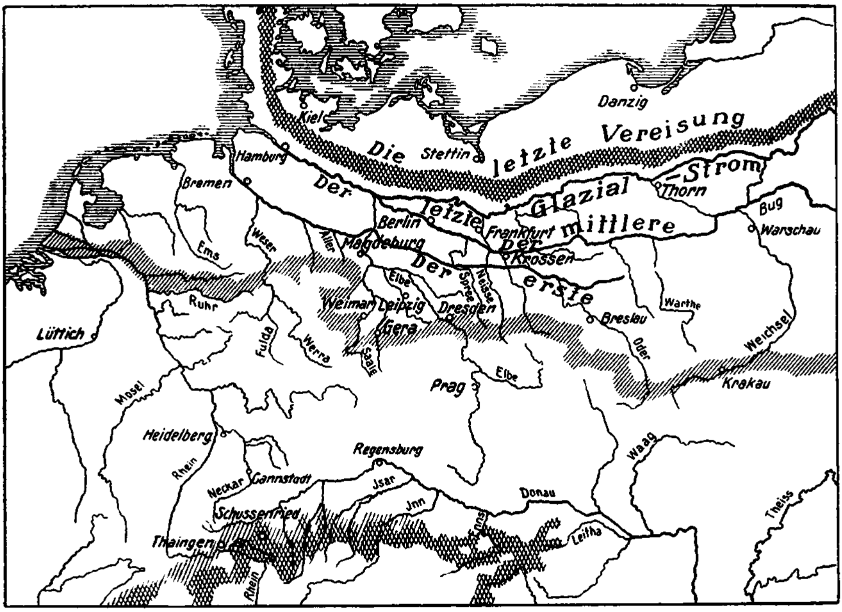
Die Eiszeit brach über Nordeuropa herein. Ihre Urſachen ſind unbekannt, vollzieht ſich doch alle Bewegung und Entwicklung, ſoweit wir beobachten, in Schwankungen. Von vier Rieſengletſchern ſchoben ſich ungeheure Eisberge von, wie man berechnet hat, etwa 70 Millionen Kubikkilometern Gewicht über den größten Raum Nordeuraſiens. Unter ihnen war der ſkandinaviſche der mächtigſte: mit dem Ural- und dem Schottlandgletſcher zuſammen ſetzte er bis zu den deutſchen Mittelgebirgen hin alle Meere, Inſeln und Landveſten unter Eis; von Süden her ſchob der Alpengletſcher ſeine gläſernen Blöcke bis weit ins obere Donaugebiet herein.

Die Forſchung hat nun nachgewieſen, daß auch die Eiszeit kein einmaliger einheitlicher Vorgang war. Vielmehr laſſen ſich in den Alpen vier ſolcher Eiszeiten von verſchiedener Härte und drei Zwiſcheneiszeiten feſtſtellen. Nach den von ihm beobachteten Sturzbächen hat Penck ſie Günz-, Mindel-, Riß- und Würmeiszeit genannt. Am tiefſten nach Süden ragte die Eiskruſte während der dritten oder Rißeiszeit. Südengland war eisfrei. Von der Themſemündung verlief der Südrand ungefähr ſüdlich des Rheindeltas, jedoch nördlich des Harzes und weiter ſüdlich einer Linie Weimar—Chemnitz—Dresden—Hirſchberg—Weichſelquelle nach Oſten bis ans Wolgatal. Oſtrußland und Sibirien blieben teilweiſe eisfrei. Die Schneedecke hing 1300 m tiefer als heute von den Gipfeln herab, doch war die Temperatur durchſchnittlich nur um einige Grade geſunken. Nach neuerer Forſchung gab es jedoch im Norden nur zwei Eiszeiten, und der Höhepunkt fiel ins Solutréen. Alles vollzog ſich unendlich langſam. Wenige Grade genügen zur Bildung ewiger Firnen, wenn ſchneereiche Winter und feuchte Sommer mit ſtändig bedecktem Himmel die Sonne verhindern, am Schnee der Gletſcher zu nagen.

Die Spuren dieſer mindeſtens 100000 Jahre umſpannenden Zeit zeigt noch heute das Antlitz der Erde. Ihre fruchtbare Ackerkrume iſt großenteils ein Erzeugnis des Geſchiebelehms, der ſich als weitreichende Decke über die älteren Schotter und Sande wälzte. Es iſt die Grundmoräne der Gletſcher, zermahlen und zermalmt und endlich verwittert in Erde verwandelt. Je mehr das Eis rutſchte und glitt, um ſo ſtärker zerrieb es Mergel, Sandſtein, Kreide und Kalke zu einem Gemenge von Staub, Glimmerplättchen und Lehm. Nur die härteſten Kalkquadern, Quarzbrocken, Granitblöcke, Gneiſe und Feuerſteine wurden als Findlinge oder irrende Blöcke weit bis in die Norddeutſche Tiefebene vorgeſchoben, wo in langen Höhenrücken die Endmoränen noch heute den rieſigen Fuß der Gletſcher verraten. So läuft der Baltiſche Höhenzug durch die Lüneburger Heide, im Wilſeder Berge gipfelnd, bis an den ruſſiſchen Peipus-See nach Nordoſten. Ein andres Kennzeichen der Eiszeit ſind die Gletſcherſchliffe. Ragende Felsklippen wurden zu glatten Geſteinsbuckeln abgehobelt, und Schrammen wurden ſo durch die zwiſchen Eis und Berg liegenden Scheuerſteine in den Grat gezeichnet. Landſchaften wie die Mecklenburgiſche Seenplatte, die Mark Brandenburg oder Maſuren verraten noch heute durch ihre zahlloſen Seen und zertalten Hügelwellen die Tätigkeit des ehemaligen Inlandeiſes.

Die eigentümlichſte Schöpfung des Diluviums iſt aber der Löß. Im Vorlande der Gletſcher, beſonders da, wo das Eis allmählich zurückgewichen war, hatte das trockene Klima den Schlamm in gelben Flugſand verwandelt. Mächtige Nordſtürme fegten über die noch unbewachſene Erde und wirbelten Wolken gelbkörnigen Staubes in die Lüfte. Der Staub war zuſammengeſetzt aus Feldſpat, Kalk und Quarz, und wo er ſich legte, entſtand ein neuer fruchtbarer Boden. Der Löß iſt trocken, krumig und von Poren durchzogen, alſo waſſerdurchläſſig, ſo daß er den beſten Untergrund für die Steppe und ihren Pflanzenwuchs abgab. Auch Gerſte, Hafer, Roggen und Weizen ſind Steppenpflanzen. Der Löß bot daher lange Zeiten hindurch den Schauplatz für die Geſchichte des Urmenſchen.

Die Bildung keimfähiger Erdſchichten jedoch war abhängig von dem gewaltigen Reigen der Gezeiten, die im Diluvium faſt regelmäßig einander ablöſten. Während jeder der vier Eiszeiten überzog ſich das mitteldeutſche Vorgelände mit Flechten, Torfmooſen und feuchten Moorpolſtern, mit denen zuſammen Krüppelweiden und Zwerggeſträuche die Tundren formten. Dazwiſchen waren zierliche Mohne, Polarnelken, Veilchen ſowie roſa- und weißfarbige Steinbrechblüten eingeſtreut. Als letzte Reſte dieſes ehemaligen Kümmerteppichs ſind in deutſchen Mittelgebirgen Renntierflechte und isländiſche Mooſe, im Wiener Wald Alpenprimel und Alpenhungerblümchen heimiſch geblieben. Noch heute bedeckt dieſe eigentümliche Landſchaft ganz Nordſibirien und die Nordränder Kanadas und Alaskas. Auf ihr weideten Renntier und Moſchusochſe, Mammut und ſibiriſches Nashorn, Schneehaſe und Eisfuchs, Steinbock und Gemſe. Man hat berechnet, daß in den letzten 250 Jahren die Zähne von 40000 Mammuts in den Handel kamen; eine Reihe vollſtändiger Mammuts aus dem Eiſe Sibiriens ſind geborgen. Auf das kalt-feuchte Eiszeitklima mit ſeiner nordiſch-alpinen Tierwelt folgte nun ſtets eine trocken-warme Übergangszeit mit endloſen Grasfluren und herrlichen Prärien, über die nur in den Wintern eiſige Stürme blieſen. In dieſer Lößſteppe graſten Wildpferd und Wild-



Eiszeitkarte von Deutſchland. (Nach Penck.)

eſel, Pferdeſpringer und Zwergpfeifhaſe, Steppenſtachelſchwein und Steppenmurmeltier. Und weiter wandelte ſich die trockene Übergangsſpanne zur feucht-warmen Zwiſcheneiszeit mit ihrem üppigen Urwald und ihrer ſüdlichen Tierwelt. Damals begegnete man dem rieſigen, bis zu 4 m hohen Altelefanten, dem Südelefanten, dem zweihöckerigen Merckſchen Nashorn, dem Panther und Luchs, der Wildkatze und der Streifenhyäne in den deutſchen Wäldern. Eine eigentümliche, hochentwickelte Großkatze von nicht ganz Löwengröße war die elefantenjagende, mit zwei langen Reißzähnen bewaffnete Säbelkatze. Während der ganzen Eiszeit zeigten ſich außerdem Wolf und Fuchs, Edelhirſch und Elch, Auerochs, Reh und Biſon, Höhlenlöwe und Höhlenbär in allen Breiten.

Auf jede Zwiſchenzeit folgte wieder ein Übergangsalter mit Lößlandſchaft, auf dieſes eine erneute Eiszeit mit Tundra und nordiſcher Tierwelt.

Und dieſem majeſtätiſchen Kreislauf der Klima-Gezeiten verbanden ſich noch andere für den deutſchen Boden ſehr nachhaltige Vorgänge, verband ſich die Bewegung der Gewäſſer. Die maſſenhaften Abſchmelzwaſſer des Eiſes ergoſſen ſich, weithin die Senkungen überſchwemmend, nach dem tieferen Norden, wo zunächſt noch die gewaltigen Gletſcher einen Damm ihrem Ablauf entgegenbauten. Sie ſchäumten am Rande der Gletſcherdecke entlang und bildeten, je mehr der gläſerne Berg dahinſchwand, die Urſtromtäler der Norddeutſchen Tiefebene. Es ſind die Eiszeitbetten unſrer heutigen Ströme, die zum Teil damals ihre endgültigen Läufe empfingen. So iſt das obere Donauknie noch deutlich als Bildung des alten Gletſcherrandſtromes erkennbar. In Niederdeutſchland unterſcheidet man vier ſolcher Urſtromtäler, in die ſich alle kleineren Waſſeradern als Nebenflüſſe ergoſſen: das Thorn-Eberswalder (quer durch die Mark) mit dem Warſchau-Berliner zuſammen in die Niederelbe mündend, das Glogau-Baruther (in die heutige Mittelelbe ſich ergießend) und das ſüdlichere Breslau-Hannoverſche Urſtromtal, das durch Aller und Niederweſer ſeine Waſſermaſſen in die Nordſee wälzte.

Die Entdeckung des Urmenſchen

Der Erſte, der den Gedanken einer Eiszeit — und zwar angeſichts der Alpengletſcher — mit aller Beſtimmtheit ausgeſprochen hat, iſt Goethe. Er war es auch, der, bevor man noch die geringſten Skelettfunde des Urmenſchen gemacht hatte, aus ſeiner vielſeitigen Beobachtung und Anſchauung heraus erklärte, „daß die aus einer kaum zu ſondernden Verwandtſchaft als Pflanzen und Tiere nach und nach hervortretenden Geſchöpfe nach zwei entgegengeſetzten Seiten ſich vervollkommnen, ſo daß die Pflanze ſich zuletzt im Baum dauernd und ſtarr, das Tier im Menſchen zur höchſten Beweglichkeit und Freiheit ſich verherrlicht“. Ihm waren die Einheit der Natur und der Entwicklungsgedanke Grundlagen aller Naturforſchung, ſo daß er gar die Vermutung ausſprach, auch der Menſch ſei „wieder nur ein Wurf nach einem höheren Ziele“.

Zu ſeiner Zeit erſpürte der Pfarrer Eſper in Erlangen in den Höhlen der Fränkiſchen Schweiz eine Menge ausgeſtorbener Tiere, ja er wurde zum eigentlichen Entdecker des Eiszeitmenſchen, als er dort gefundene Menſchenknochen richtig für gleichaltrig mit den Tierreſten erklärte (1774).

Dem Goetheſchen Gedanken einer ruhigen geologiſchen Entwicklung, in der das Waſſer die Hauptrolle geſpielt habe, widerſprach die Annahme Cuviers, jedes Erdalter ſei durch eine Kataſtrophe zugrunde gegangen. Erſt Lyell, der Begründer der modernen Geologie, und Darwin brachten den Entwicklungsgedanken wieder zur Geltung. 1859 trat Lyell auch der Anſicht des Franzoſen Boucher de Perthes bei, die von ihm geſammelten rohbehauenen Feuerſteine ſeien Werkzeuge des diluvialen Menſchen.

Von entſcheidender Bedeutung für die Urgeſchichte wurden aber zwei Funde deutſcher Forſcher. Schon 1856 erhielt Dr. Fuhlrott von Steinbrucharbeitern, die im Neandertal bei Düſſeldorf Grotten und Höhlen freilegten, menſchliche Knochen, die anfangs viel umſtritten waren. Fuhlrott und Schaafhauſen erklärten ſie zwar für unzweifelhafte Zeugniſſe des Eiszeitmenſchen, Rudolf Virchow aber hielt alle abweichenden Erſcheinungen für Mißbildungen eines Gichtkranken aus geſchichtlicher Zeit. Heute bewahrt das Provinzialmuſeum in Bonn eine Schädeldecke, zwei Oberarmknochen, zwei Oberſchenkelknochen und eine ganze Reihe kleinerer Skeletteile, und kein Menſch zweifelt mehr an ihrer diluvialen Herkunft. Es ſind Körperreſte der Neandertalraſſe aus der vierten Eiszeit.

Vierzig Jahre lang konnte R. Virchow auf Grund ſeines wiſſenſchaftlichen Anſehens den Fortſchritt und die endgültige Anerkennung der Urgeſchichtsforſchung hemmen. Erſt der Breslauer Anthropologe Klaatſch führte 1899 die Behauptung Fuhlrotts und Schaafhauſens zum Siege. Inzwiſchen waren in Frankreich die gleichgerichteten Gedanken des ebenſo verſpotteten Boucher de Perthes immer mehr zum Durchbruch gekommen, je weiter die Ausgrabungen in der Dordogne fortſchritten.

Aber erſt einem Deutſch-Schweizer ſollte die Entdeckung ſo zahlreicher einwandfreier Funde aus dem Diluvium gelingen, daß die Neandertalraſſe auf geſchloſſenem Gebiet nachweisbar und der Zufall eines Einzelfundes damit ausgeſchloſſen wurde. Es war Otto Hauſer, deſſen Ausgrabungen im Flußtal der ſüdfranzöſiſchen Vézère durch Klaatſch und Koſſinna als Zeugniſſe des Urmenſchen beſtätigt wurden.

Hauſer erzählt: „Ich weiß mich noch ſehr wohl zu erinnern, welchen unvergeßlichen Eindruck es auf mich, den Fünfzehnjährigen, machte, als meine gute, nun ſchon längſt verſtorbene Mutter am runden Tiſch unſerer Wohnſtube im alten ‚Eiſenhammer‘ zu Wädenswil zum erſtenmal aus Schliemanns Trojawerk von den ſeltſamen Funden dieſer grauen Vorzeit, von Priamos’ Goldſchmuck, vom Heldengrab des Achilles, von der ganzen großen, unſterblichen Welt Homers ergriffen vorlas. — Damals nahm ich mir vor: auch ich will wie Schliemann Helden aus den Gräbern zum Leben wecken, Städte wie Ilion wieder erſtehen laſſen, und was ſo der Jugendträume mehr ſind! So wurde ich Archäologe.“ —

Sind ſeine Helden auch namenlos geblieben, ſo hat doch Hauſer ſeinen Jugendtraum in ungeahnter Weiſe erfüllt geſehen. Er berichtet in ſeinem Buche „Der Menſch vor 100000 Jahren“ über den größten Tag ſeines Lebens folgendes:

„Ich kam ſpät abends müde und vom Regen durchnäßt zurück in mein beſcheidenes Standquartier. Mein Pferdchen ſtand im Stall und freute ſich des wohlverdienten Hafers. Da kommt ein radfahrender Arbeiter einer meiner Arbeitskolonnen und meldet, man habe kurz vor Feierabend einen Menſchenknochen entdeckt, mitten in der friſch abgedeckten Kulturſchicht. Kein Halten gibt's mehr. Was kümmern mich Regen und Müdigkeit! Ich nehme ein friſches Pferd, und hinaus geht's in die pechſchwarze Nacht.

Den Traber feſt in der Hand, die 5 km langen Serpentinen hinauf und auf der anderen Seite wieder 4 km in kurzen Windungen zu Tal — mit Sturmlaterne zum Fundplatz — und wirklich! ein menſchlicher Knochen — da noch einer — ein dritter! Ein neuer Satz im Leſebuch der Vorgeſchichte! Die Schicht nie berührt, ſeit die alten Menſchen jene Grotte vor mehr als 100000 Jahren verließen!

Wie plagte mich die Neugier des Forſchers, die Luſt, zu ſehen, zu finden! Ich wurde mir über die Bedeutung des großen Fundes ſofort klar, obſchon gar nicht vorauszuſehen war, ob überhaupt ein vollſtändiges Skelett, ob auch ein Schädel vorhanden oder erhalten wäre. Es war das erſtemal, daß aus einer völlig unberührten Schicht dieſer weit zurückliegenden Epoche genau datierbare Menſchenknochen zutage traten. War das Skelett erhalten, ſo bedeutete der Fund eine ungeheure Bereicherung der Wiſſenſchaft vom Menſchen. Faſt wagte ich nicht zu hoffen! Auf alle Fälle ließ ich bis tief in die Nacht über der Stelle Erde hoch anhäufen und ſicherte ſo den bedeutſamen Fleck vor ungebetenen Eingriffen Dritter.

Mitten in der Nacht kehrte ich heim; den Fund wußte ich geſichert; ſeine Bedeutung blieb noch verborgen. Erſt nach vielen Wochen bekam ich eine amtliche Ortskommiſſion zuſammen, die der weiteren Aufdeckung beiwohnen und prüfen ſollte, ob noch mehr Skeletteile ſich fänden und ob ſie auch in ungeſtörter Lagerung ſich zeigten.

Mit welcher Spannung ging ich in Gegenwart dieſer Kommiſſion daran, den Platz abzudecken, zu prüfen, ob auch ein Schädel da ſei! Nach Lage der zuerſt entdeckten Knochen berechnete ich die ungefähre Stelle, wo ein Schädel zu vermuten wäre, und richtig — es gelang mir, den oberen Teil des Schädeldachs zu finden und bloßzulegen. Wieviel vom Geſichtsſkelett erhalten war, konnte ich nicht feſtſtellen, weil mir ſehr daran lag, den Schädel vorläufig ganz unberührt in ſeiner Schicht zu belaſſen.

Die ganze Situation nahm ich photographiſch auf, ein Protokoll wurde abgefaßt; ohne daß ich die unteren Geſichtspartien erkundete, deckte ich ſofort den Fund wieder zu und ſicherte ihn auf alle mögliche Art.

Im März 1908 hatte ich die bedeutende Entdeckung der erſten Knochen gemacht, 5 Wochen ſpäter das Vorhandenſein des Schädels feſtgeſtellt, und bis Auguſt war es mir endlich gelungen, eine Sachverſtändigenkommiſſion hervorragender deutſcher Gelehrten zuſammenzubekommen, die ſich der Mühe unterzogen, nach Südweſtfrankreich zu reiſen und meine Befunde zu prüfen. Etwa 600 Einladungen hatte ich in alle Länder verſchickt, leider waren es nur neun Herren aus Deutſchland, die, obendrein noch mit viel Mißtrauen, herkamen; denn auch für ſie war die Größe des Fundes beinahe unfaßbar.

An der Spitze der Kommiſſion ſtand Profeſſor Klaatſch. Eine merkwürdige Zufallsfügung war es, daß unter den anderen Herren auch Geheimrat Virchow an der Hebung teilnahm, der Sohn des großen Rudolf Virchow, der ehedem das Vorhandenſein einer beſonderen Neandertalraſſe hartnäckig geleugnet hatte! Der Inhaber des Lehrſtuhls für Vorgeſchichte an der Univerſität Berlin, Profeſſor Koſſinna, war mit dabei.

Heiß brannte die Auguſtſonne auf die Gruppe ſpannend wartender Gelehrten, keiner ſprach ein Wort; es war ein unvergeßlich feierlicher Moment, als ich mit den Händen die Erde ſacht abhob und das Schädeldach bloßlegte. Dann traf man die Vorbereitungen zur eigentlichen Hebung. Erſt ſollte geprüft werden, in welchem Umfang das Geſichtsſkelett noch vorhanden wäre; denn die Augenregion, Kiefer- und Kinnpartie ſind ausſchlaggebend für die raſſengeſchichtliche Deutung ſolcher Funde.

Der Schädel erwies ſich als ſehr morſch und brüchig, es war gar nicht daran zu denken, ihn als Ganzes herauszubekommen. Ich ſchlug den ‚anatomiſchen Abbau‘ vor. Wie eine Leiche im Präparierſaal abgebaut wird, ſo ſollte auch hier verfahren werden: jedes Stückchen, das man hob, konnte notiert und dann wieder zum Ganzen zuſammengefügt werden.

Sorgfältig entblößte Klaatſch Teil um Teil des Geſichts: die Stirnregion wird frei, ſtark ausgeprägte Knochenwülſte über den Augen werden ſichtbar, und freudig erklärt der große Gelehrte: ‚Wenn auch die Kieferpartie, beſonders der Unterkiefer, ſolche primitiven Merkmale zeigt, dann, lieber Herr Hauſer, iſt Ihre Annahme richtig, dann ſtehen wir vor dem bedeutendſten anthropologiſchen Fund, der je gemacht worden iſt.‘

Und weiter ging das mühſame Werk. Das Schädeldach lag abgehoben, die Augen- und Naſenregion frei, die Zähne des Oberkiefers zeigten ſich, und welche Prachtzähne in wunderbarer Erhaltung! Die Bezahnung des Unterkiefers hob ſich vom Erdboden ab: wieder 16 wohlerhaltene Zähne und feſt im Kiefer ſitzend; ein Fingerſtrich unter dem Unterkiefer — er löſt ſich — er liegt klar auf der Hand — ein Freudenruf des temperamentvollen großen Forſchers, er umarmt mich: ‚Wir haben's gefunden, es iſt Neandertal in ſeiner ganzen furchtbaren Maſſigkeit.‘

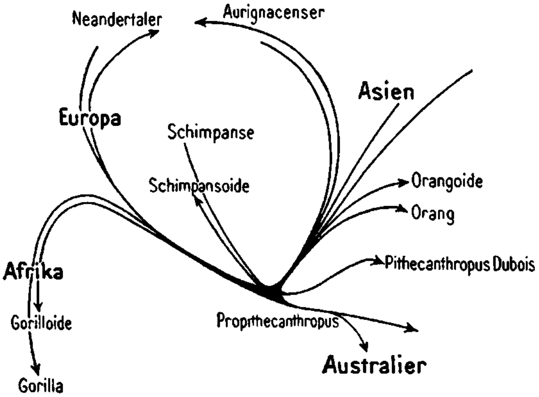
Der 12. Auguſt war doch ein geſegneter Tag.

Aber nicht nur das Skelett redete eine mächtige Sprache. Das Leſebuch der Erde offenbarte uns noch viel mehr! Alle Anzeichen ſprachen dafür, daß die alte Höhlenhorde den 16—18jährigen Mann pietätvoll beſtattet hatte. Wegzehrung in Form gebrannter Biſonkeulen, ſchöne Feuerſteinwerkzeuge — die ſchönſten ſeiner Sippe — lagen bei der Hand, der Kopf des Toten war wie zum Schlaf auf eine Art Steinkiſſen gebettet: unverkennbare Zeichen abſichtlicher Leichenbeſtattung. Eine Grabſtätte aus grauferner Urzeit! Der Menſch ſelbſt plump, mit noch tierähnlichem Ausdruck, mit ſtark hervorragenden Wülſten über den Augen, fliehender Stirn, ſchauerlich maſſigem Kiefer und ohne Kinn; kurz und gedrungen der Körper, und der Träger dieſer Knochen noch ohne eigentliche Sprache — und doch ſchon regelrechte Beſtattung. Nahrungsmitgabe ins ſtille Grab und dienliche Werkzeuge für ſeine Todesfahrt!

Robinſon hat auf ſeiner Inſel nicht ſo kümmerlich gelebt wie dieſe Urzeitmenſchen, und doch dämmerte in dieſen Schädeln die Vorſtellung von einem Weiterleben nach dem Tode.“

Zeitalter und Raſſen

So ſchwierig die Entdeckung und Anerkennung des Urmenſchen war, ſo mühſam blieb die Unterſcheidung und Einordnung der Fundſtücke in aufeinanderfolgende Zeitſpannen, die ſämtlich Teilabſchnitte des langen Eiszeitalters ſein mußten. Die beſprochenen Funde blieben nicht die einzigen. Gelang doch Schoetenſack 1907 die Auffindung des Unterkiefers von Mauer bei Heidelberg, eines der älteſten Menſchenreſte überhaupt. Aber ebenſo bedeutſam für unſere Kenntnis jener Urzeit wurden zum Beiſpiel die Entdeckungen in der Niſche von Krapina in Kroatien (1899) oder in der Ofnet-Höhle bei Nördlingen. Mit der Zeit konnte die Forſchung Eiszeiten, Funde und Werkzeugart in zeitlichen Einklang bringen, ſo daß ſich heute folgendes Bild ergibt:



Die Ausbreitung der Menſchheit. (Schematiſch dargeſt. n. H. Klaatſch.)

Die meiſten menſchlichen Vorzeitfunde ſind bisher auf europäiſchem Boden gemacht, aber auch China, Afrika und Kleinaſien bieten jetzt Spuren des Steinzeitmenſchen. Auf Java fand 1891 der holländiſche Arzt Dubois Schädeldach, Oberſchenkel und zwei Backenzähne des ſogenannten Affenmenſchen (Pithecanthropus). Nunmehr konnte Hermann Klaatſch auf den Goethiſchen Gedanken von der Einheit alles Lebens zurückgreifen. Der Menſch ſtammt

Erdzeit	Kultur	Kulturſtufen in		Fundſtätten
		Mitteleuropa	Weſteuropa	
Vorletzte Zwiſcheneiszeit	Frühe Altſteinzeit (nur Steinwerkzeuge; doppelſeitig behauene Beile; einfache Abſchläge; Feuer bekannt)		Prächelléen	Mauer. Zweite und dritte Sommer-Stufe
Letzte Zwiſcheneiszeit	"	Untere Fauſtkeilſtufe	Chelléen (Chelles an der Marne)	Piltdown (Südengland)
"	"	Stufe von Markkleeberg b. Leipzig		
"	"		Acheuléen (St. Acheul bei Amiens)	Emſchertal. Hyänenhöhle bei Gera. Klauſenniſche im Altmühltal. La Micoque.
Ende der letzten Zwiſcheneiszeit	"	Stufe von Weimar	Prämouſtérien	Weimar, Taubach, Ehringsdorf, Drachenloch u. Wildkirchlihöhle bei St. Gallen
Beginn der letzten Eiszeit	"		Mouſtérien (Le Mouſtier, Dordogne)	Neandertal. Baumannshöhle. Spy. Schipkahöhle.
"	"	Stufe von Sirgenſtein (Württemberg)		Sirgenſtein
Hochſtand der letzten Eiszeit	Späte Altſteinzeit (feine Klingen, Werkzeuge aus Horn und Knochen; Frühe Kunſt)	Stufe von Willendorf (Oberöſterreich)	Aurignacien (Aurignac, Garonne)	Brünn, Gronau, Willendorf
"	"	Stufe von Předmoſt (Tſchechei)	Solutréen (Solutré, Dep. Saone et Loire)	Předmoſt. Combe-Capelle. Mentone.
Ende der letzten Eiszeit	"	Stufe von Thaingen bei Schaffhauſen	Magdalénien (La Madeleine, Dordogne)	Schuſſenried. Scharzfeld. Oberkaſſel (Rheinland). Gudenushöhle in Öſterreich. Martinsberg bei Andernach. Keßlerloch. Freudenthal.
Übergang zum Alluvium	Mittlere Steinzeit (nur Feuerſtein, noch nicht geſchliffen, Kernbeile, Spalter, Zwerggerät, Harpunen, Tongefäße) [10000–4000]	Stufe von Ofnet bei Nördlingen	Azilien (Mas d'Azil, Garonne).	Ofnethöhle. Birſeckhöhle bei Baſel
"	"	Stufe von Maglemoſe auf Seeland (Südkreis)	Tardenoiſien (Fère en Tardenois, Aisne)	Tannſtock (Württemberg)
"	"	Stufe von Ertebölle in Jütland (Nordkreis)	Campignien (Campigny, Seine)	Nord- und Mitteldeutſchland, Belgien, England, Frankreich

Anmerkung. Im Mittelmeergebiet herrſcht vom Aurignacien bis Campignien der Menſch des Capſien (Gafſa, Capſa = Südtuneſien).

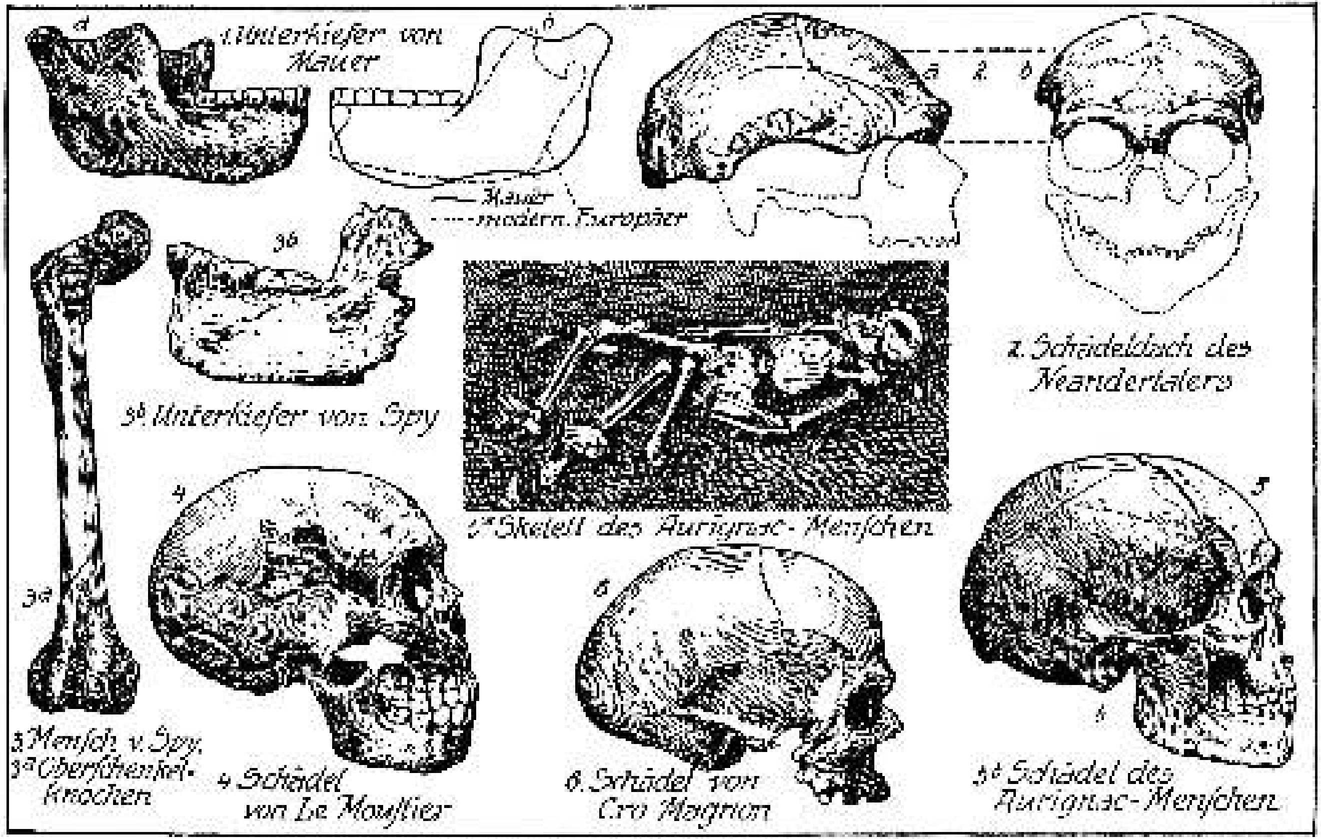
nicht vom Affen ab, aber anſcheinend zuſammen mit den menſchenähnlichen Affen von dem Urſtamm der „Voraffenmenſchen" (Propithecanthropus). Von dieſem zweigten ſich wohl ſchon im Tertiär auf der einen Seite der Pithecanthropus Dubois, auf der andern der Schimpanſe, der Gorilla (Afrika) und der Orang (Aſien) ab. Vor allem aber ſcheinen die ſehr altertümlichen Urauſtralier, die Neandertaler (Europa) und die Aurignac-Raſſe (aus Aſien) auf jene Urſpielart des Voraffenmenſchen zurückzuführen.

Die Neandertalraſſe

Die zahlreichen Teilfunde der Neandertalraſſe unterſcheiden ſich im einzelnen mehr oder weniger ſtark voneinander. So iſt der Heidelbergmenſch von Mauer viel altertümlicher als der ſpätere Neandertaler. Faßt man aber alle Beobachtungen zuſammen, ſo ergibt ſich folgendes Bild: Der damalige Menſch iſt noch plump und unterſetzt, etwa 160 cm groß, von tierähnlichem Blick, ausgeſtattet mit ſtarken Augenwülſten, fliehender Stirn, ſchauerlich maſſigem Kiefer und ohne Kinn. Der Mund ſpringt ſchnauzenartig vor, die Augenhöhlen ſind groß und rund. Die wichtigſten Fundſtätten dieſer Urraſſe in Deutſchland ſind Mauer bei Heidelberg, Ehringsdorf und Taubach bei Weimar, das Neandertal bei Düſſeldorf ſowie Brünn in Mähren und Ofnet bei Nördlingen. Auch die Bewohner der Baumannshöhle bei Rübeland waren Neandertaler.

Die Anfänge des Menſchen reichen alſo vielleicht ins Tertiär zurück. Aus der „Morgenröte der Steinzeit" finden wir die Eolithen, Feuerſteine, die den Eindruck künſtlicher Bearbeitung machen, jedoch ebenſo durch Waſſer oder Erddruck entſtehen, demnach keinen Beweis für den tertiären Menſchen bilden. Feuerſtein (Flint oder Silex) beſteht aus kriſtalliſierter Kieſelſäure, abgeſetzt aus den Schalen der Kreidemeertierchen. Die Urmenſchen beobachteten bald, daß er durch Druck und Schlag in ſcharfen Kanten abſplittert: er war daher zum täglichen Gebrauch gut verwendbar. Die Neandertaler der Altſteinzeit begannen ihn zu beſtimmtem Zweck zu ſchlagen. Noch heute zeigen uns die Feuerländer, Auſtralier und Alaska-Eskimos ein doppeltes Verfahren bei der Herſtellung ſolchen Steingeräts. Zuerſt ſchlug man mit einem Kieſel die Grundform zurecht, dann dengelte man die Schneide durch Abpreſſen kleinſter Späne, ſo daß deutlich ſichtbare Scharten zurückblieben. Daneben gebrauchte man Holz- und Knochengeräte.

Die Eiszeitmenſchen, zu kleinen Horden geſchart, waren Sammler und Jäger. Sie ſammelten Früchte, Beeren, Wurzeln und Kleingetier, alſo alles, was die Natur von ſelbſt bot. Auf der Stufe des niederen Jägertums ſtand wohl noch der Neandertaler. Er iſt wahrſcheinlich von Afrika oder Aſien her eingedrungen. Seine Welt war ein „Jägerparadies". Er beſaß als Waffen Fauſtkeil und Keule, ſpäter auch Bohrer, Schaber, Kratzer und Pfriem.


a
1. Unterkiefer von Mauer
b
— Mauer
---- modern. Europäer
a
2
b
2. Schädeldach des Neandertalers
3b
3b Unterkiefer von Spy
5a Skelett des Aurignac-Menſchen
5
3a
4
3. Menſch v. Spy, 3a Oberſchenkel-knochen
4 Schädel von Le Mouſtier
6
6. Schädel von Cro Magnon
5b Schädel des Aurignac-Menſchen

Körperliche Reſte des Urmenſchen. (Nach Klaatſch und Hauſer.)

Damit konnte er bereits größere Tiere wie den Höhlenbär, das Renntier, den Eisfuchs, vielleicht auch Mammut und Nashorn erlegen. Doch vermochte er dieſe Tiere mit ſo unvollkommenen Waffen wohl nur aus nächſter Nähe zu töten und wo ihm Liſt und Zufall halfen. Überhaupt war er noch ſtark an ſeine Grotte gebannt. Wegloſigkeit, Nahrungsſorge und Urwaldgefahren verhinderten ihn an größeren Jagdzügen. Im Ernſtfall verließ er ſich auf ſeine gewaltige Körperkraft und ſein ſtarkes Gebiß.

Die älteſten Unterkünfte des Vorneandertalers waren einſt Bäume. Die Urwaldrieſen mit ihren breiten Äſten boten Schlafneſter; bald entſtanden auch wohl ganze Baumwohnungen da oben. In andern Gegenden wird er hohle Stämme, undurchdringliches Buſchwerk und Dickicht als Zuflucht geſucht haben. Der Eiszeitmenſch aber war bereits zu natürlichen Felswohnungen übergegangen. Er lebte in Höhlen, überhängenden Wänden und Grotten, die oft ſchwer zugänglich waren und durch Geſtrüpp und Steine geſchützt wurden. In den wärmeren Zwiſcheneiszeiten aber ſcheint er ſeine Jagdgründe auch auf höhlenloſe Landſchaften ausgedehnt und oftmals unter freiem Himmel die Nächte verbracht zu haben. Da wanden die Weiber dann als Windſchirm und zur Wahrung des offenen Feuers die erſten „Wände“ und Schutzdächer.

Wohl das tiefſte Erlebnis des Urmenſchen war das Feuer. Was mag er ſich gedacht haben, wenn die Vulkane ihre Flammenglut in die Lüfte ſpieen oder aus dem Gewitter der zuckende Blitz in die Baumrieſen fuhr! Wir wiſſen es nicht, aber unabwendlich war für ihn der Gedanke, daß hier eine fremde ungeheure Macht in die Wildnis hineingreife und alle Dinge in Frage ſtelle. Ein Wald-, ein Präriebrand muß Weltuntergangsſtimmung ausgelöſt haben und zwang oft zur allgemeinen Flucht. Aber das Feuer hatte auch freundliche Seiten: es brachte Licht und Wärme. Es entſprang auch den Feuerſteinen und lockte mit lieblicher Bewegung und leuchtender Farbe. Lebendig ſchien es und endlich bezähmbar.

Die Fähigkeit des Werkzeugſchlags und der Feuererzeugung unterſcheidet den Urmenſchen von jedem Säugetier. Nun ſchienen ihm Urſtier und Mammut weniger gefährlich. Spuren der Feuerverwendung gehen zurück bis ins Chelléen: Kohlen, ſchwarze Erde, Hitzeriſſe auf Steingerät und angebrannte Tierknochen. Das Feuer, deſſen Funken durch Reiben trockener Hölzer gewonnen, ſpäter aus dem Schwefelkies in dürrem Moos oder Heu aufgefangen wurden, brannte unmittelbar auf dem Erdboden, erſt ſpäter entwickelte ſich der Herd.

Auch die Wärme wird dem nacktbehaarten Eiszeitmenſchen das Feuer bald unentbehrlich gemacht haben. Doch ſcheint der Urſprung der Kleidung im Schmuckbedürfnis zu liegen: der glückliche Jäger hängte ſich das erbeutete Fell als Siegeszeichen um. Bald empfand er auch die ſchützende Wirkung eines ſolchen Umhangs.

Zu höherer Geſittung und Macht wäre der diluviale Menſch aber ſchwerlich aufgeſtiegen ohne den Trieb zur Vergeſellſchaftung. Erſt die planvoll zuſammenarbeitende Menſchenfamilie oder -ſippe ergab die Überlegenheit über das Tier. Arbeitsteilung und Einfügung in ein Ganzes unter Führung eines bedeutenden Einzelnen, der Geiſt und Kraft vereinte, bereiteten ſeine Erdherrſchaft vor. Solche Arbeitsteilung waltete bis in die Familie hinein. Der Mann ſtellte Waffen und Werkzeuge her, ging auf die Jagd, erzog die älteren Knaben zu unerſchrockenen Jägern und Kriegern. Er beſchaffte die tieriſche Nahrung und verteidigte die Familie gegen Feinde. Sobald nach dem Verrauſchen der Eiszeit aus der Jagd die Zähmung der Haustiere und Viehzucht hervorging, blieben die Tiere Eigentum des Mannes. Seine Kraft war in der Urzeit entſcheidend. Bei den Neandertalern herrſchte ſicherlich Frauenraub und -tauſch. Das Weib trug die Kinder drei Jahre hindurch an der Bruſt, ſammelte die Pflanzennahrung, bereitete ſie zu, hegte das Feuer und flocht den Windſchutz. Wo ſie den Mann auf Wanderung oder Fiſchfang begleitete, ſchleppte ſie die bewegliche Habe mit, während er jagte und kämpfte.

Kunſt war dem Neandertaler, ſoweit wir ſehen, noch unbekannt, die Urſprünge eines religiöſen Glaubens verrät er durch die ſorgfältige Beſtattung ſeiner Toten in Schlaflage unter dem Boden der Höhle. Wahrſcheinlich hat er die alte Wohnſtätte dann verlaſſen. Das Erlebnis des Todes muß ihn mächtig erfaßt haben. Wie war es möglich, daß ſein Bruder aus dem Schlaf nicht wiedererwachte? Totſein war ihm unfaßbar. Der Körper lebte irgendwo weiter. Vielleicht war er in dunkle Ferne gewandert? Er kam aber nicht wieder, und ſo war er fremd und unheimlich geworden, vielleicht gar böſe. Im Traum erſchien er zuweilen ſchreckhaft wieder. Es ſpukte. Der Tote war zum Wiedergänger geworden, zum lebenden Leichnam. Er hemmte die Luſt des im Erdkreis Jagenden. Man mußte ihn bannen, nachdem man ihm das Seine an Waffen, Schmuck und Wegzehrung ins Grab gelegt. Man wälzte ſchwere Steine über ihn hin, auch Hyäne und Höhlenlöwe durften ihn nicht wieder ausſcharren. Er ſollte drüben bleiben — im Totenland.

Die Vorfahren der Neandertaler mögen von Oſten durch Nordafrika allmählich nach Spanien vorgerückt ſein. 1921 wurde in einem Bergwerk bei Broken-Hill in Nord-Rhodeſien (Südafrika) ein Schädel gefunden, der wohl einem Seitenzweig des Vorneandertalers angehört. In der Zeit vom Chelléen zum Mouſtérien jedenfalls dehnte ſich der Raum der Menſchen von Taubach, La Ferraſſi und Schipka, kurz der erſten nachweisbaren Raſſe, von Gibraltar durch ganz Mitteleuropa bis Kroatien hin, auch in Kleinaſien iſt der Neandertaler nachgewieſen. Die Ausbreitung geſchah ſicher allmählich und ſtoßweiſe. Offenbar hatten ſich im Lauf der Zeit Horden und Sippen gebildet, die gemeinſam jagten, und endlich weithin über die kurzbewachſene Tundra hinter dem Wilde herſchweiften.

Rechnet man für das Solutréen in der ſpäteren Altſteinzeit etwa 25000 Jahre, ſo darf man die Vorherrſchaft der Neandertalraſſe über Europa von dem Heidelbergmenſchen bis zum Ende des Mouſtérien auf mindeſtens 100000 bis 150000 Jahre ſchätzen. Wie dem aber auch ſei — eines Tages hatte ihre Stunde geſchlagen. Früher glaubte man an einen gewaltſamen Untergang dieſer Frühmenſchen. Die Höhle von Krapina in Kroatien mit ihren 500 menſchlichen

Skeletten redete anſcheinend von einem grauenvollen Entſcheidungskampf mit einer neuen Raſſe, die vielleicht von Oſten aufgetaucht war, ſprach ebenſo wie die Reſte von Taubach-Ehringsdorf bei Weimar von ſchauderhaftem Kannibalenſchmaus. War der plumpe Neandertaler nach hartem Kampfe dem klugen und raſcheren Aurignacmenſchen unterlegen?

Heute glaubt man nicht mehr daran. In Krapina ſind nur Neandertaler gefunden. Dieſe Raſſe hat alſo, wenn ſie überhaupt in die Ahnenreihe des heutigen Menſchen (homo sapiens) gehört, entweder aus ſich heraus einen neuen Übergang dahin gebildet oder ſie iſt in einer bereits neben ihr vorhandenen, etwa aus Aſien eingedrungenen Menſchenart aufgegangen. Ebenſo ungeklärt iſt bis jetzt die Entſtehung der Mongolen und Urauſtralier.

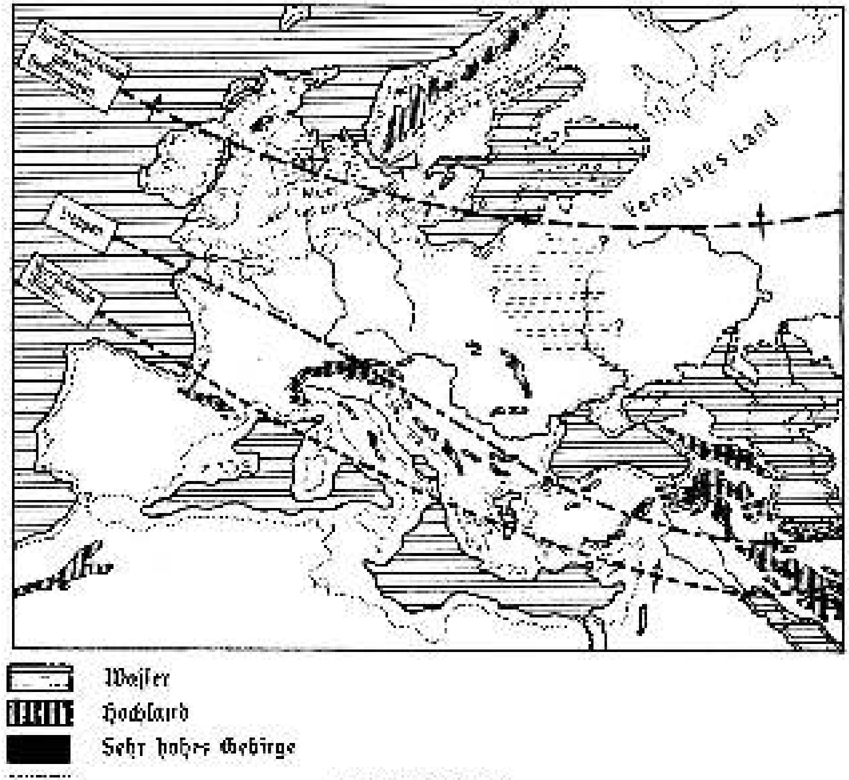
Die Raſſe von Aurignac (Jüngere Altſteinzeit)

Über die endloſen Steppen der vierten Nacheiszeit jagte der Sturm. Scharen von Saigaantilopen und Wildeſeln tummelten ſich damals in den mittleren Breiten Deutſchlands. Wie die Baumannshöhle im Harz und die Kalkſteinfundſtelle von Krapina verraten, hauſten der furchtbare Höhlenbär, der Höhlenlöwe und der Wolf in den Klüften unſrer Mittelgebirge. In den Wäldern ſchlich die Wildkatze, wühlte das gefährliche Merkſche Nashorn, ſuhlte der Rieſenhirſch. Der Tierreichtum war unerſchöpflich, das Klima im kurzen Sommer trocken und warm, ſodaß üppige Grasfluren den Blick weiteten, im langen harten Winter aber fegten eiſige Nordſtürme über die erfrorene Prärie und jagten manches Getier in den verkrüppelten Buſch, den zurückgegangenen Urwald.

Man hat aber angenommen, daß der Lößmenſch hinter dem Mammut von Aſien her eingedrungen ſei, alſo ſchon zu Beginn der letzten Eiszeit, da noch die knappe Tundra, mooſige Sumpfſteppe, den mitteleuropäiſchen Raum bedeckte. Und zweifellos lebten die neuen Menſchen zunächſt mit Tieren einer Tundrenfauna zuſammen: dem ſibiriſchen Nashorn, dem Ren, dem Moſchusochſen und Eisfuchs. Wir wiſſen es aus Höhlenzeichnungen und Knochenfunden. Damals zog ſich nach und nach die afrikaniſche Tierwelt (Altelefant, Merkſches Nashorn, Flußpferd, Höhlenlöwe) für immer nach Afrika zurück. Dafür wanderte eine nordaſiatiſche Fauna ein: das behaarte Mammut, das wollhaarige Nashorn, das Ren und der Wiſent. Die neuen Gletſchervorſtöße trieben ſie zu friſchen Weideplätzen nach Weſten. Aber die merkwürdige Tatſache, daß Nordſpanien und Südfrankreich die Mittelpunkte der Aurignacraſſe waren und daß auch Nordafrika eine Zeichenkunſt ſteinzeitlichen Gepräges hervorgebracht hat, lenkt den Blick nach Süden. Allerdings wird die mit Nordafrika zuſammenhängende Kunſt Oſtſpaniens nicht dem Aurignac-, ſondern dem Menſchen des Capſien zugeſchrieben.

Die Lößraſſe hat jedenfalls ihre dichteſten Siedlungen in Nordſpanien, Südfrankreich, Artois, am Mittelrhein, in Böhmen, Mähren und England. Nur ganz wenige Ausläufer finden ſich in Südrußland. Auf deutſchem Sprachgebiet ſind ihre Hauptfundorte Bellan und Krapina, in Südfrankreich Combe-Capelle.

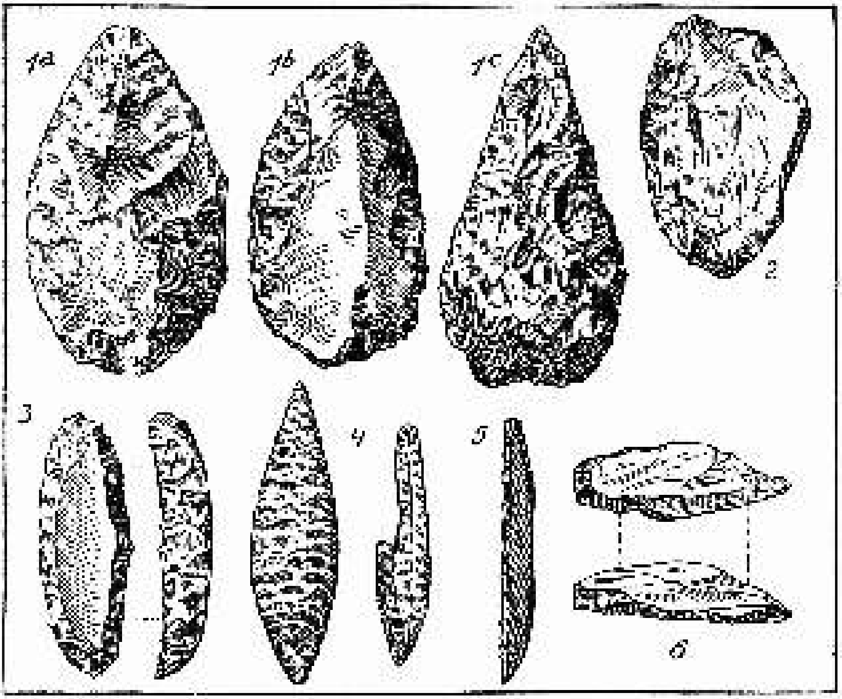
Der Neandertaler konnte mit ſeiner Schädelform ſowohl Langköpfe wie Kurzköpfe hervorbringen. Die Aurignac-Menſchen waren nun von ganz anderer Geſtalt: übertrieben langköpfig, die Stirn höher gewölbt; und Augen, Naſe, Mund und Zähne wichen kaum vom heutigen Europäerbild ab. Die neue Raſſe kann alſo nicht von dem Neandertaler abgeleitet werden; ſie war freilich kaum größer, aber viel zierlicher, ſchlanker und beweglicher. Nur fehlte dem ſenkrecht abfallenden Unterkiefer noch unſer Kinn. Die neuen Menſchen ſtanden auf der Stufe des höheren Jägertums. Sie durchſtreiften in Scharen die endloſen Steppen und erfanden weitreichende Waffen: Schleuder und Speer, zuletzt Pfeil und Bogen. Sie waren geborene Jäger! Zu ſchnelle Tiere wie die Wildpferde jagten ſie in Treibjagden über Felsabhänge hinunter. Vielleicht haben ſie dieſe Übung



Landkarte von Europa
ungefähr zur Zeit, als die wahren Menſchen den Neandertalmenſchen in Weſteuropa erſetzten. (Nach Weiß.)

den Hyänen abgelauſcht. Zu gefährliche, wie den unbezähmbaren Auerochſen (Wiſent) oder das Mammut, fingen ſie in reiſig-getarnten Wildgruben. Im Havelland hat man hinter den uralten Waſſerſtellen der Eiszeittiere halbkreisförmig aufgereihte Jagdgruben aus der Mittleren Steinzeit entdeckt.

Der Lößmenſch war viel klüger und geſchickter als der Neandertaler. Vielleicht hatten jahrtauſendlange Wanderungen Geiſt und Körper entwickelt und verfeinert. Seine Herkunft iſt unbekannt. Er iſt auch nachgewieſen in Schwaben (Sirgenſtein), Brünn und Mentone bei Nizza. Zeitgenoſſen des Aurignac-Menſchen ſind in England (Galley Hill a. d. Themſe), Oſtafrika und Paläſtina entdeckt. Er erfand die Herdplatte, inſofern er zuerſt ein Rund von harten Flußkieſeln unter das Feuer legte. Er ſchmückte ſich mit Tierzähnen und Muſcheln, die den Toten mit ins Grab gegeben wurden. Die Steinbearbeitung machte große Fortſchritte. Aus Feuerſteinknollen ſchlug man ſchlanke dünne Späne ab. Der plumpe Fauſtkeil iſt verſchwunden. Dafür wird jetzt die Steinklinge gebraucht, und Stichel, Bohrer, Kratzer und Schaber zeugen von meiſterhafter Bearbeitung beſonders der Schnittfläche. Koſtbare Steinſpeerſpitzen und Dolche zeigen ſich am ſchönſten in der Lorbeerblattform des Solutréen, wie man ſie im Löß bei Kannſtatt fand. Später gingen die



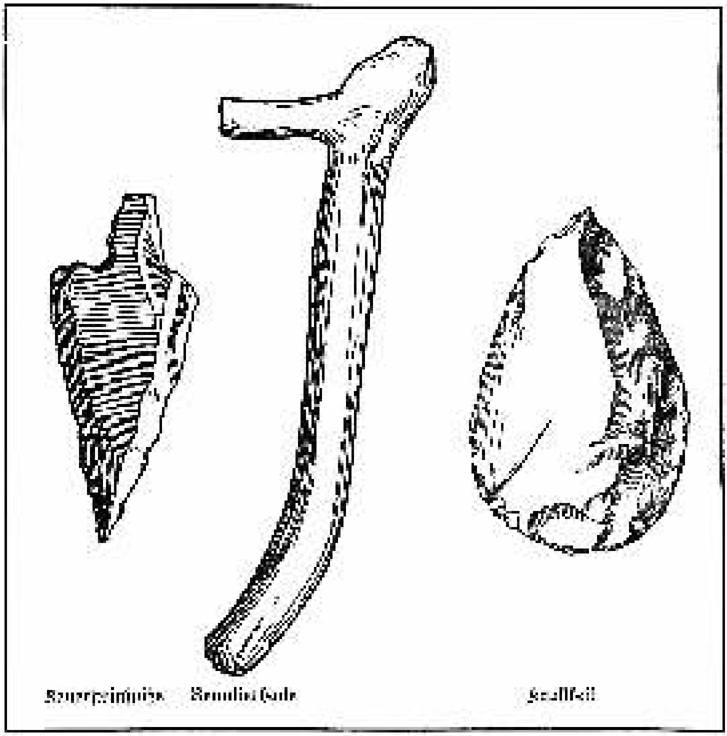
Feuerſteinwerkzeuge aus der Älteren Steinzeit.
1 Fauſtkeile, 2 Schaber, 3 Klingenkratzer, 4 (links Lorbeerblattſpitze, rechts Kerbſpitze), 5 zugeſpitzte, ſchmale Klinge, 6 Stichel. (Nach [illegible].)

Steppenjäger immer mehr zur Knochenbearbeitung über. Mehr als 2000 Mammutgebeine hat man gefunden, zum Teil nach Arten geordnet, dazu Elfenbein, Renntierſtangen, Nadeln, „Kommandoſtäbe“ für kultiſche Zwecke oder zum Tragen des Wildbrets und Pfrieme.

Ihre Toten begruben zuerſt die Lößmenſchen in Hockerſtellung, ſchnürten ſie feſt zuſammen, feſſelten Arme und Beine und tragen ſie dann zur Beſtattungshöhle.

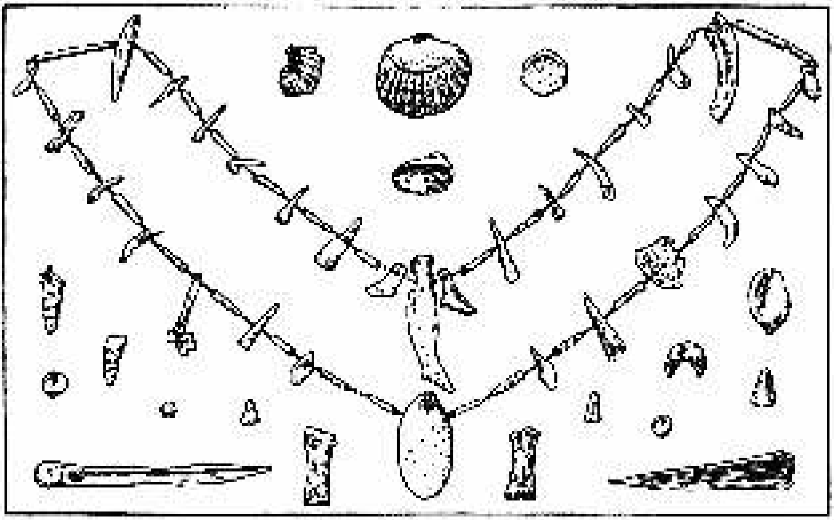
Die Renntierjäger der Cro-Magnon-Raſſe (Jüngere Altſteinzeit)

Etwas ſpäter, aber doch auf viele Jahrtauſende hin gleichzeitig mit den Lößmenſchen, lebte noch eine andere Raſſe auf demſelben Raume Mitteleuropas von Mähren bis Frankreich: es waren die meiſt nach dem Fundort Cro-Magnon benannten Renntierjäger. Die Fundſtätten im einzelnen fallen jedoch nicht zuſammen: Cro-Magnon im Vézère-Tal, Chancelade in der Dor-



Altſteinzeitliche Werkzeuge.

dogne, Predmoſt in Nordmähren, Mentone an der Riviera, Oberkaſſel bei Bonn und Scharzfeld im Südharz. Eine etwas jüngere Menſchenart mit ſchmalem Hochgeſicht iſt bei Brünn, Engis und Combe-Capelle entdeckt. Die Fundſtelle in Nordmähren iſt ein echter Mammutjägerplatz, auf dem 40000 Steinwerkzeuge und Waffen ſamt den Knochenreſten von über 1000 Mammuts lagen. Es iſt „ein urgeſchichtliches Maſſengrab von elliptiſcher Form, das mit einer 40 cm ſtarken Lage von Steinen bedeckt war, flankiert an beiden Seiten von Mammutſchulterblättern, außerdem an einer Seite noch von Mammutkiefern, ausgefüllt mit zerfallenen Menſchenſkeletten, größtenteils in Hockerſtellung" (Maſka). Die beiden Skelette in der Kindergrotte von Mentone hat man als Grimaldiraſſe bezeichnet; ſie ſcheinen negerähnlich.



Schmuck aus durchbohrten Knochen, Zähnen, Schneckenhäuſern und Muſcheln (Nach Maſka.)
(Aurignac- und Cro-Magnon-Zeit.)

Geheimnisvoll mutet uns Deutſche auch die ſogenannte Steinkirche bei Scharzfeld im Harz an. Es iſt eine kleine Halle von etwa 30 m Länge und 6–8 m Breite, im Mittelalter wirklich als Kirche benutzt. Hier fand ſich unter dem mittelalterlichen Gräberfeld eine 80 cm breite Aſchenſchicht mit einem großen Dolomitſtein, der als Herd benutzt worden war. Feuerſteinmeſſer beweiſen die hochentwickelte Kunſt der Steinbearbeitung. Auch dünne Quarzitplatten (uralte Bratpfannen), eine Knochennadel zum Vernähen von Fellkleidern fand Jakob-Frieſen, vor allem aber eine Unmenge von Tierknochen (Biſon, Pferd, Ren, Reh, Hermelin, Eisfuchs, Schneehaſe, Waldkauz, Alpenſchneehuhn, Hecht u. a.). Wahrſcheinlich hat hier im Magdalénien vorübergehend eine Jägerhorde gehauſt. Der Neandertaler hatte wohl vor allem Schleichjagd betrieben. Urſtier und Biſon bezwang man durch Grubenfang. Zuletzt jagte man in Maſſen-Treibjagd Wildpferde, Hirſche und Wildrinder über Felſenabhänge.

Die Renntierjäger begruben ihre Toten ſehr ſorgfältig, manchmal in beſonderen Gruben, manchmal unter verlaſſenen Herdſtätten. Auch Steine fanden ſich aufgeſtellt um das Skelett, zuweilen ergaben aufgetürmte Blöcke die Urform der Steinkiſte. Mehrfach lagen die Toten in rotem Eiſenocker. Ein Kind aus dem Mährener Löß trug ein Halsband mit 14 Elfenbeinperlen, ein großer Mann aus Mentone ein Kopfnetz aus 200 durchbohrten Muſcheln und 22 Hirſchzähnen. Andere Beigaben bezeugen, daß die Renntierjäger an ein Leben nach dem Tode glaubten. Nach ſpaniſchen Felsbildern gingen die Männer des Jungpaläolithikums nackt, oft mit Kopfſchmuck, Rückenwedel und Kniezier; die Frauen wenigſtens mit nacktem Oberkörper und glockenförmigem Hüftrock.

Die Cro-Magnon-Menſchen ſind eine Miſchraſſe. Sie waren ſehr groß (180 bis 182 cm). Sie hatten von Zeitgenoſſen des Neandertalers derbe Glieder und die große Kopfbreite geerbt, vom Aurignac-Menſchen die ſchöne hohe Stirnwölbung und das Geſicht — von beiden den Langſchädel.

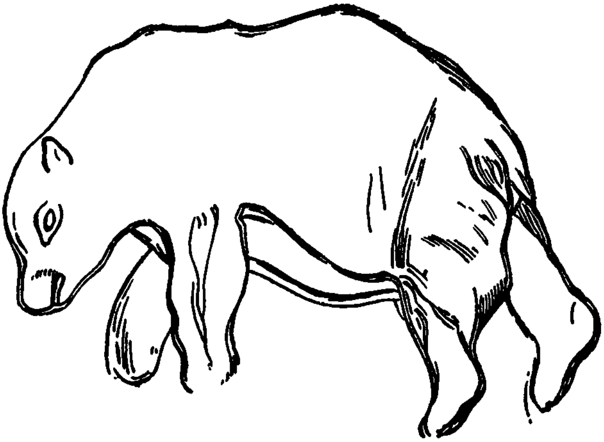
Die Renntierjäger ſcheinen handwerklich begabt geweſen zu ſein. Sie erfanden die Harpune und folgten im Ausgang der vierten Eiszeit dem Ren, das hinter dem abſchmelzenden Eiſe her in mächtigen Rudeln nach Norden wechſelte. Es mag vor etwa 15000 Jahren geweſen ſein. Sie greifen alſo hinüber in jenes Alter, das man auch als Mittlere Steinzeit (12000—3000 v. Chr.) bezeichnet. Nord- und Oſtſee bildeten in ihrem erſten Abſchnitt, der Yoldiazeit, noch ein rieſiges Eismeer. Die Yoldia iſt eine nagelgroße, dünne, damals überall verbreitete Muſchel. Sie wurde abgelöſt durch die nur knopfgroße Napfſchnecke der Ancyluszeit. Damals bildete ſich endlich über Jütland und Seeland hin eine feſte Landbrücke. In der Litorina-Zeit aber, genannt nach der Verbreitung der Gemeinen Strandſchnecke, zogen die Renntierjäger in größeren Horden nach Skandinavien. Wahrſcheinlich haben wir in ihnen oder den Aurignac-Menſchen Vorfahren der Indogermanen zu ſehen.

Die Kunſt der Eiszeit

In das Zeitalter des Menſchen von Aurignac fällt die Geburt der Kunſt. Dem Neandertaler fehlte ſie anſcheinend noch — obgleich wir Sinn für Gleichordnung und Körperbemalung bei ihm feſtſtellen —, bei der hochbegabten Lößraſſe würden wir ſie ohne weiteres vermuten. Aber ihre erſtaunliche Höhe hat die Forſcher unſrer Zeit immer wieder irregeführt, zuletzt freilich allgemein zur Bewunderung hingeriſſen.

Abgeſehen von Tierzeichnungen auf Knochengerät und Kleinbildwerk ruht ſie an den Wänden jener merkwürdigen ſpaniſchen und ſüdfranzöſiſchen Höhlen, deren Hunderte entdeckt ſind und deren Zeichnungen, Felsritzungen und ſchließlich mehrfarbige Malereien alle Begriffe über den Urmenſchen umgeſtoßen haben. Die älteſte Kunſt war ein Kind der Natur — wie ſollte es anders ſein! Sie beginnt mit der neuen von Süden oder Oſten eingewanderten Raſſe. Ihr Urſprungsgebiet iſt unbekannt, der Schwerpunkt ihrer ſichtbaren Entwicklung liegt in Kantabrien und Südfrankreich. Wie mag ſie entſtanden ſein?

Sie beginnt mit Handumriſſen auf Ocker, mit dem Abklatſch der farbebeſchmierten Handfläche. Dann werden ſolche Handbilder zu Kränzen geordnet. Die Kunſt hebt ſpielend an. Die Vorſtellung des handwerklichen Schaffens überhaupt vermählte ſich mit dem Gedanken der Ähnlichkeit. Die Steinzeitmenſchen kannten beſtimmte Werkzeuge, die ſchlauen Jäger laſen die verſchiedenen Spuren des Wildes ohnehin wie Handſchriften. Fährten und Kratzfüße waren ihnen ſehr vertraut. Sie ſuchten dergleichen nachzubilden. Anfangs freilich ſetzten ſie wirre ſinnloſe Linien an die Wand, geſchlängelt, geſtrichelt, noch kindhaft geſpielt. Plötzlich ward irgendwo ein Ganzes zum Tier. Die Kunſt war geboren, eine Schöpfung des Menſchen, ſie trat neben die Natur.

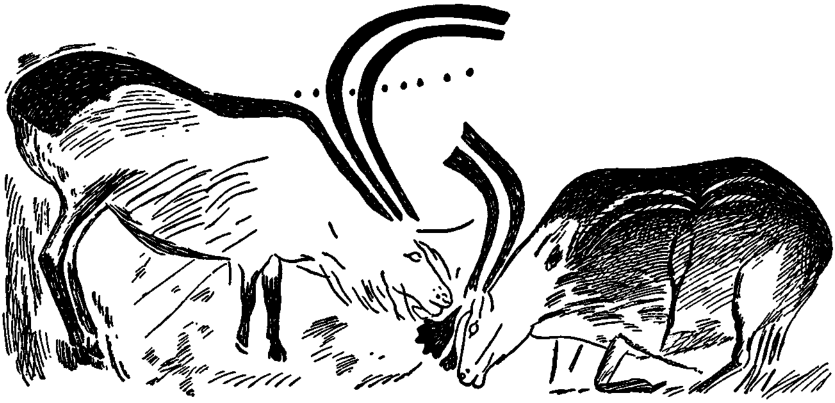


Höhlenbärzeichnung eines Diluvialmenſchen in der Felswand der Höhle von Combarelles (Südfrankreich). (Nach Brenil.)

Die ſchönſte aller Höhlen iſt die von Altamira bei Santander in Spanien. Sie wurde 1868 zufällig durch einen Jäger entdeckt, der einen Fuchs verfolgte. Sautuola beſchrieb ſie, ganz Spanien wanderte nach dem Weltwunder, nur die Wiſſenſchaft lehnte die Möglichkeit einer ſo vollendeten Frühkunſt ab. Das kann nicht überraſchen. Denn die Malereien waren ſo friſch, als ſeien ſie geſtern mit Öl aufgetragen. Dies liegt daran, daß der Eingang ſchon in ganz früher Zeit verſchüttet wurde, ſo daß die Luft keinen Zutritt hatte. Die Höhle iſt 280 m lang und enthält mehrere große Säle mit über 150 Malereien, Ritzungen, menſchenähnlichen Zeichnungen und Handabdrücken. Noch mehr Kunſtwerke brachte die Höhle von Les Combarelles, nämlich weit über 300 Bilder, darunter 116 Pferde, 37 Biſons, 19 Bären, 14 Renntiere, 13 Mammute, 5 Löwen, 39 meiſt maskierte Menſchen. Und faſt ebenſo Bedeutſames bot die Höhle von Font de Gaumes: mehr als 200 Bilder, darunter 80 Biſons, 40 Pferde und 23 Mammute!

Dieſe Eiszeitkunſt iſt zunächſt Naturnachahmung, alſo Naturalismus, unglaublich gut geſehen, und erhebt ſich vom einfachen Umriß über plaſtiſchſchattierte einfarbige Malerei zu einem erſten Höhepunkt zarter Tier-Gravierung. Auf dem Gipfel entfaltet ſie wahre Graffitis (kunſtvolle Kratzzeichnungen), eine ungeahnte mehrfarbige Malerei, eine Verſchmelzung feinſter Grabſtichelarbeit und wirkungsvollen Farbenſinns. Endlich geht ſie in die maleriſche Darſtellung langer Zweige, Punktlinien und eine Art geometriſchen Stils über.

Dieſe Kunſt hebt an im Aurignacien und gipfelt im Magdalénien. Sie iſt deutlich in drei Landſchaften geſchieden: den frankokantabriſchen Norden, Oſtſpanien und Nordafrika.

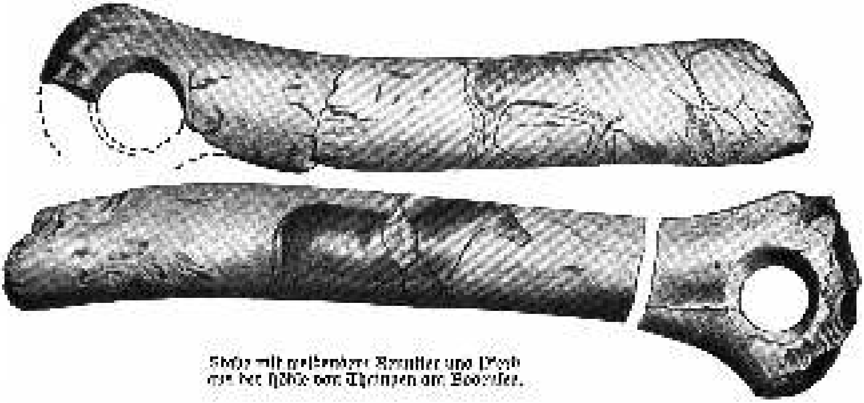


Renntiere. Wandgemälde aus der Höhle von Font de Gaume. (Nach Klaatſch.)

Wie verhalten ſich die damaligen Bewohner Deutſchlands und Mitteleuropas zum Wunder der Kunſt? Auch hier finden wir ähnliche Zeichnungen, jedoch niemals Wandmalereien. Ein deutſches Höhlengebiet iſt z. B. Weſtfalen. Die größte iſt die Balver Höhle: 85 m lang, 18 m hoch und 11 m breit. Es iſt eine herrliche Flußhöhle mit Tonnengewölbe. Zahlreiche andre liegen im Sauerland ſowie an Emſcher und Lippe. Überall finden wir altſteinzeitliche Kulturſchichten.

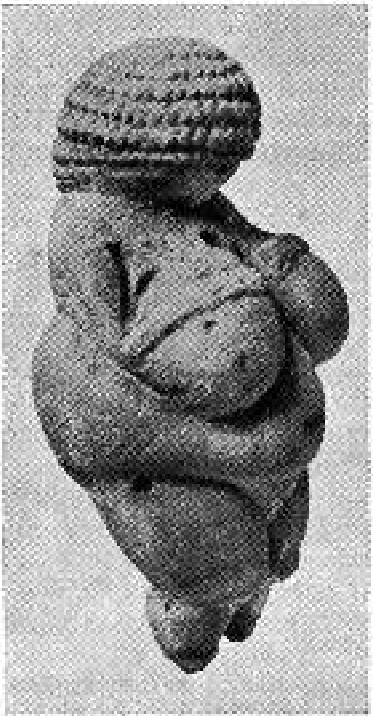
1932 iſt z. B. in einer Grotte der Schwäbiſchen Alb ein unerwarteter Fund gemacht worden. Zwiſchen Ulm und Heidenheim bei dem Orte Stetten liegt der ſogenannte „Vogelherd", eine Landſchaft, deren Felſen viele Höhlen bergen. Nun hatte ein Dachs einige Steinwerkzeuge hier ans Tageslicht befördert. Ein Naturfreund machte eine zuſtändige Stelle darauf aufmerkſam, und ſo wurde nachgeforſcht, woher dieſe merkwürdigen Steinwerkzeuge ſtammten. Man ſtieß dabei auf eine bisher noch nicht erforſchte Grotte. Nachdem der Eingang freigelegt worden war, grub man in der Höhle nach und legte verſchiedene Kulturſchichten bloß. Die große Zahl der gefundenen Steinwerkzeuge ſtammt aus der Mouſtier-, Aurignac- und Magdalenien-Stufe der Älteren ſowie aus der Jüngeren Steinzeit. Man erhält dadurch eine Beſtätigung unſeres Wiſſens von der zeitlichen Abfolge der einzelnen Steinzeitkulturen. Der große Reichtum des Eiszeitmenſchen, unter denen ſich Mammut, Nashorn, Pferd, Wildrind, Hirſch, Löwe und andere Raubtiere befanden, geſtattet Rückſchlüſſe auf die klimatiſchen Verhältniſſe, die in den einzelnen Perioden geherrſcht haben, und eröffnet Ausblicke auf den ſtammesgeſchichtlichen Wandel der Tierwelt in dieſer europäiſchen Frühzeit.

Von beſonderem Wert war der Fund zweier altſteinzeitlicher Menſchenſchädel, von denen einer ſicherlich dem Aurignac angehört und ſomit der erſte dieſer älteſten Raſſe des homo sapiens auf deutſchem Boden iſt. Neben dieſen Schädeln wurden nun zehn Elfenbeinſkulpturen gefunden, die außerordentlich naturgetreue Darſtellungen von Tieren jener Zeit, ja von Panthern, Wildpferden, Mammut uſw. darbieten. Die erſtaunliche Lebendigkeit dieſer Kunſtwerke rückt ſie in die Reihe der beſten Arbeiten des vorgeſchichtlichen Menſchen und zeigt, daß dieſe Höhlenbewohner der letzten Eiszeit ein hervorragendes Formengedächtnis, eine vorzügliche Technik der Elfenbeinſchnitzerei und einen vortrefflichen Kunſtgeſchmack beſaßen. Dieſe Kunſtſachen ſtammen aus der Aurignackultur.



Stab mit weidendem Renntier und Pferd
aus der Höhle von Thaingen am Bodenſee.

Eine große Reihe von Grotten verrät auch ſonſt in Mitteleuropa bis an den Don die Tätigkeit der Aurignac- und Cro-Magnon-Menſchen. So erbrachte das Keßlerloch (Thaingen) bei Schaffhauſen die berühmte Knochenzeichnung des weidenden Renntiers (ſiehe oben) und einen Moſchusochſen, insgeſamt zehn Stücke; Wildſcheuer an der Lahn einen Vogelknochen mit gleichmäßigem Zickzack-Ornament; Schuſſenried bei Ulm den Hinterſchenkel eines Tiers im Magdalenienſtil; die Gudenushöhle an der Kleinen Krems in Öſterreich die Knochenzeichnung eines Renntierkopfes; eine Grabung in Brünn eine kleine Menſchengeſtalt aus Elfenbein von 26 cm Höhe; die Klauſenhöhle bei Kelheim eine Kalkſteinplatte mit ſehr fein graviertem Pferdekopf, einen Kommandoſtab mit phantaſtiſchem Tierkopf in Vorderanſicht, ferner die einzige Mammutdarſtellung auf deutſchem Boden. In Oberkaſſel bei Bonn kamen Tierbruchſtücke zutage und bei Nördlingen drei weibliche feiſtleibige Geſtalten, auf Kalkſtein geritzt, ſowie das Bruchſtück eines Menſchen mit Tierſchwanz, in Mainz der Torſo einer Frauenfigur; in Unter-Wiſternitz (Mähren) die Schnitzerei eines Mammuts.


Kalkſteinfigur von Willendorf b. Linz

Die Ausbeute iſt alſo erheblich ſpärlicher als im Südweſten, wo wir auch Menſchendarſtellungen aus dem Jagd- und Höhlenleben von unverblümter Kraßheit ſehen. Aber dafür iſt in Willendorf an der Donau das beſte Kleinbildwerk überhaupt gefunden worden, verwandt den Figuren von Brünn, Mentone und Braſſempouy. Die Geſtalt iſt aus Kalkſtein geſchnitzt und 11 cm hoch. Spuren von Bemalung ſind deutlich erkennbar. Sie iſt vorzüglich erhalten, nur die Füße ſind abgebrochen. Die Frau ſteht aufrecht mit bis zum Knie geſchloſſenen Beinen da. Sie iſt völlig nackt und ſehr dickleibig, mit mächtigen Hängebrüſten, quellenden Hüften und Bauch. Eigentümlich iſt die Haltung der Frau: ſie hat den Kopf demütig geſenkt und die Hände auf die Brüſte gelegt, als ob ſie bete. Die ganze Arbeit iſt ein Meiſterwerk. Daß man jedoch dies Weib nicht für eine echte Aurignacfrau halten darf, beweiſt eine zweite, 1926 in Willendorf gefundene Statuette: ſie iſt aus Mammutelfenbein geſchnitzt, 25 cm hoch und damit die größte aller Steinzeitfiguren. Aber ſie iſt überaus ſchlank wie die vielen Männer des Capſien an den oſtſpaniſchen Felswänden.

Wie iſt die kleinere Willendorferin zu deuten? Gibt ſie das Wirklichkeitsbild einer Frau der Neandertalraſſe, deren Männer vielleicht größtenteils untergingen? Formt ſie das Idealbild eines mütterlichen Weibes mit geſteigerten Ausdrucksformen? Iſt es etwa gar eine Fruchtbarkeitsgöttin?

Dieſe Frage vermag nur ein Blick auf die Religion des Eiszeitmenſchen zu klären.

Religion der Eiszeitmenſchen

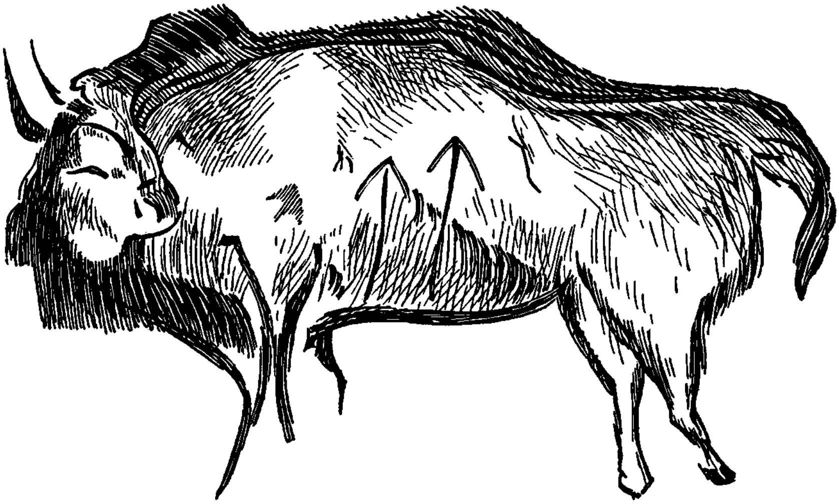
Die Vorgeſchichte hat erſt neuerdings in die Erörterung über die Religion des Urmenſchen eingegriffen. Und ſie kann mancherlei zur Erforſchung vergangener Seelenzuſtände beitragen, aber nur im Verein mit Religionswiſſenſchaft und Völkerkunde. Denn alle ihre Funde bleiben Einzelheiten, die noch nicht einmal eindeutig ſind. Man muß ſich daher ſowohl in der Beurteilung von Altertümern wie in der Erfaſſung von Seelenzuſtänden hüten, einen Teil für das Ganze zu nehmen und die Frage aus einem Punkte zu beantworten.

Auch für die Urgeſchichte gilt Rankes Wort: „Jedes Zeitalter iſt unmittelbar zu Gott.“ Auch das Tier hat eine Seele. Es geht nicht an, die Entſtehung der Religion aus einer einzelnen Erſcheinung, etwa Furcht, Traum, Gewitter, Krankheit, Tod oder Geſellſchaft zu erklären. Die Seele des Naturmenſchen war eine Einheit, wahrſcheinlich viel ſtärker als die unſrige. Erkenntnis und Wiſſen waren unendlich geringer, Triebe und Ahnung unendlich ſicherer. Auch dem Urmenſchen trat die Wirkung Gottes irgendwie entgegen, und zwar überall, auf Schritt und Tritt. Ob und wie er Gott empfand oder erkannte, iſt eine zweite Frage. Klaatſch hat die Auſtralier als einſam abgeirrte Raſſe mit dem Aurignacmenſchen verglichen. Aber gerade bei den heutigen Naturvölkern hat man den Religionsbrauch von einem dahinter ruhenden (alſo ſtummen) Glauben an den Großen Bruder, den Großen Geiſt oder gar den Vater zu unterſcheiden. Auch heute ſind ja Kirche und Religion nicht dasſelbe.

Wir können daher nur über religiöſe Bräuche und Zwangsvorſtellungen des Urmenſchen einiges wenige ausſagen, über ſeine Religion als Ganzes ſo gut wie nichts. Wahrſcheinlich war der Schritt vom triebhaften Tier zum bewußten Menſchen auch der Urſprung des Religiöſen.

Es mag ſein, daß der Neandertaler, der angeblich auf prämagiſcher Stufe lebte, deutlich empfand, wie überlegen ihm das Tier durch Sinnenſchärfe und Inſtinktſicherheit war. So wählten, wenigſtens in der Jüngeren Altſteinzeit, ganze Sippen ſich ihr Wappentier (Totem). Es war heilig und durfte nicht erlegt werden. Alle Verehrer des Totemtiers enthielten ſich jeder ehelichen Verbindung untereinander. Frauenraub und Totſchlag innerhalb dieſes Verbandes blieben ſtreng verboten. Überraſchend war für uns die planvolle Aufſpeicherung von Höhlenbärreſten im wildromantiſchen Drachenloch bei Sankt Gallen. Vielleicht handelt es ſich hier um Opfer zur Verſöhnung der verfolgten „Höhlenbärenſippe“. Ein Denken über Göttliches lag dieſer Stufe fern, das religiöſe Urempfinden blieb dumpf. Und doch empfand wohl ſchon der Neandertaler auf jedem Pfade die gewaltige Macht, die ihn umwand, bedrückte, erhob und ihm tauſend Rätſel ſtellte. Nichts Perſönliches war das, was die Auſtralier Joia, die Polyneſier Mana nennen. Aber die kraft- und wundergeladene Vielfalt alles Lebendigen von der Geburt bis zum Tode und von der Mücke bis zum Feuerberg umſchwang auch den Eiszeitmenſchen. Vieles mußte ihm beſonders auffallen, beſonders gefährlich oder auch hilfreich erſcheinen. Tabu nennen es die Polyneſier. Im übrigen läßt ſich bei dem Neandertaler nur Vereinzeltes feſtſtellen: vielleicht Amulette von Bergkriſtall, Ehrfurcht gegen Verſtorbene, Familiengräber und Leichenſchmaus zur Einverleibung der Kraft des Geopferten.

Gewiſſe Anzeichen deuten aber darauf hin, daß Aurignac- und Cro-Magnon-Menſch (alſo das Jungpaläolithikum) bereits im Zauberglauben lebte. Magie (Zauberei) iſt weniger unentwickeltes als völlig anderes Denken. Magie zerlegt nicht begrifflich und ſucht nicht nach Weltanſicht — Magie handelt und wirkt, beſeſſen vom Tabu-Ding, das es zu einem Sonderwert erhoben, auf die Umwelt ein, um ſie zu beherrſchen. Magie bedeutet ſeltſame In-Eins-Setzung aller Dinge und Begriffe. Irgendeine Urſache kann zum Beiſpiel viele unlogiſche Wirkungen haben. Der Pfeil, auf das Höhlenbild des Biſons abgeſchoſſen, trifft draußen irgendwo das wirkliche Tier, das vielleicht meilenweit entfernt iſt. Der Schuß iſt nicht Urſache des Todes, ſondern ſowohl Bild und Tier als auch beide Vorgänge ſind dasſelbe. Der Raum iſt alſo aufgehoben, die Zeit verneint. So entſteht Jagdfernzauber, Tötungs- und Fruchtbarkeits-, vor allem auch Spielzauber. Zunächſt gebraucht man Tiermasken wohl nur, um das Wild zu überliſten. Dann empfand man die Ähnlichkeit, zuletzt die Gleichheit mit dem Tier. Der Menſch konnte Tier werden. Nach und nach gewann die Maske, gewannen die Tänze Zauberbedeutung. Und weil es auf Gleichheit ankam, ſtrebte auch die Kunſt nach äußerſter Ähnlichkeit. Dies magiſche Zeitalter ſetzt etwa ein gegen Ende des Aurignacien und endet am Ausgang der Eiszeit im Animismus, im Seelenglauben. Die Anfänge der Kunſt ſind alſo nicht Religion, ſondern Spiel.



Verwundeter Biſon. Kohlezeichnung aus der Höhle von Niaux. (Nach Goeßler.)

Daß aber dann die Bilder magiſchen Sinn empfingen, beweiſen uns Pfeile, die auf das Tier zufliegen, beweiſt die Tatſache, daß bemalte Höhlen als geweihte Stätten aufzufaſſen ſind. Man fand dort niemals Werkzeuge. Dort wohnte niemand, dort opferte man und trieb Magie. In anderen Grotten kann man Spuren von Fruchtbarkeitszauber nachweiſen. Noch andere Bilder tragen Einſchüſſe, wieder andere zeigen maskierte Menſchen. Dieſe Maskentänzer erinnern an die Vermummungen religiöſer Männerbünde und legen Dämonenkult nahe. Vor allem iſt mehrfach das Zaubern ſelbſt dargeſtellt. Auf die Verehrung von Ahnenſchädeln, Schädeljagd und vielleicht gar Menſchenopfer deuten weitere Funde hin. Überhaupt entſtanden ſchon früh die Anfänge des Ahnenkults. In der Höhle von Birſeck bei Baſel fand man 133 bemalte Kieſel: Stücke gewaltſam zertrümmerter „Seelenſteine“. Feinde wollten den Stamm des Ahnenſchutzes berauben. Geometriſche Felszeichnungen der Sierra Morena ſcheinen Ahnenreihen wiederzugeben.

Aus dieſen Zuſammenhängen folgt nun aber auch, daß die Figur von Willendorf noch keine Göttin darſtellen kann, ſondern das möglichſt ähnliche Bild eines Eiszeitweibes, ja, daß für den Aurignacmenſchen Bild und Weib als Fruchtbarkeit, als Weib ſchlechthin, zuſammenfielen.

Raſſen der Nacheiszeit, Vorſchau auf die Mittlere und Jüngere Steinzeit

Auf die Eiszeit (Diluvium) folgt die erdgeſchichtliche Gegenwart, das Alluvium. Die hohe Kunſt und Frühkultur der älteren Steinzeit iſt erloſchen, ſetzt ſich aber im ſogenannten Azilien und Tardenoiſien abfallend fort. Damals, während der Mittleren Steinzeit, müſſen weite Wanderungen die vorhandenen Raſſen zerſplittert und teilweiſe miteinander vermiſcht haben. Es iſt jedoch der Forſchung bisher noch nicht ſicher geglückt, die heutigen europäiſchen Raſſen aus denen der Eiszeit abzuleiten, obgleich glänzende Verſuche dazu gemacht ſind.

Vielfach wird angenommen, daß ſich aus der Aurignacraſſe zwei Abarten entwickelten: die Cro-Magnon- und die in Belgien beobachtete Furfoozraſſe. Aus dem Cro-Magnon-Menſchen ſei dann einerſeits die Nordiſche Raſſe mit ihrer hellen binnenſkandinaviſchen und ihrer dunkelhaarigen atlantiſchen Spielart, andrerſeits die weſtiſche oder Mittelmeerraſſe hervorgegangen; aus der Furfoozart aber die oſtiſche oder Alpenraſſe, während die dinariſche Raſſe möglicherweiſe aus Vorderaſien eingewandert ſei. Der geſchichtliche Hergang mag etwa folgender ſein. Die älteſten in Deutſchland nachweisbaren Raſſen ſind der Heidelbergmenſch von Mauer und der Neandertaler. Am Ende des Diluviums finden wir den Aurignac- und den Cro-Magnon-Menſchen. Der Norden iſt nach dem Abſchmelzen der Vergletſcherung um 15000—12000 von

Deutſchland her zuerſt beſiedelt worden, und zwar von Langköpfen. Im Norden entſtand die Nordiſche Raſſe. Von ihrem Körperbild weichen die kurzköpfigen Borreby- und Lyngby-Leute ab: man hat dieſe an Ofnet-Schädel erinnernden Miſchlinge für eingeführte Sklaven erklärt. Im Neolithikum wandert von Aſien her die kurzköpfige Alpine (Oſtiſche) Raſſe ein (Ofnet-Höhle). In Süddeutſchland iſt ſie ſeitdem nie wieder ganz verſchwunden. Noch etwas ſpäter drängt aus Vorderaſien über den Balkan her die gleichfalls kurzköpfige, körpergroße und kriegeriſche Dinariſche Raſſe. Inzwiſchen begann ſchon am Eingang der Jungſteinzeit die Nordiſche Raſſe in wiederholten mächtigen Stößen über ganz Deutſchland, ja Europa, auszuſtrahlen. Am Rande des heutigen Europa ſitzen außerdem in Oſtrußland und Finnland die Mongolen, im Südoſten die Vorderaſiatiſche und Orientaliſche, in Nordafrika die Hamitiſche Raſſe. Andere Forſcher wiederum haben außer den vier genannten noch weitere Raſſen angenommen, ſo daß einſtweilen alle Ableitungen aus den Eiszeitſtämmen nur mit großer Vorſicht aufzunehmen ſind. Die Mittlere Steinzeit iſt eben, verglichen mit der Eiszeit ſowohl wie mit der Jüngeren Steinzeit, ein mächtiges Intervall mit verhältnismäßig wenigen Funden. Gewichtige Stimmen haben daher etwa in den Beginn dieſes Abſchnitts die große Flut verlegen wollen, die in den Sagen ſo vieler Völker wiederkehrt und nach Platos Zeugnis um 9000 v. Chr. eintrat. Jedenfalls bietet die Mittlere Steinzeit gerade in Deutſchland und Nordeuropa ganz neue Anfänge.

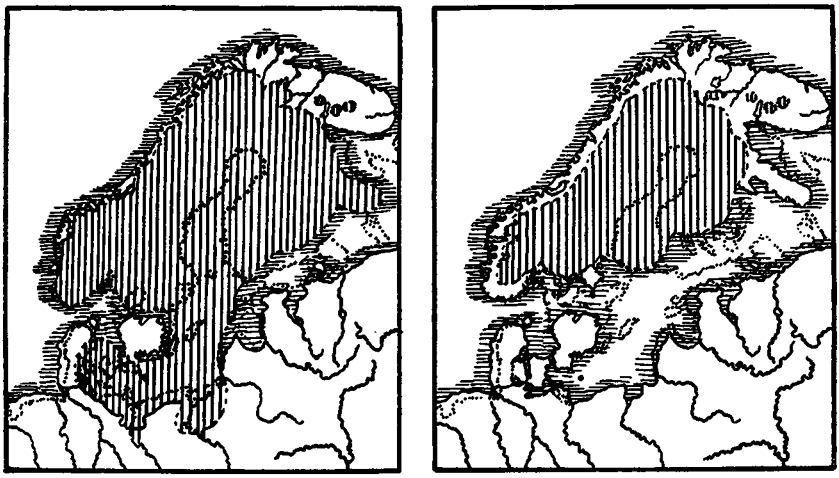
Mittlere Steinzeit

(10000—4000 v. Chr.)

Die Mittlere Steinzeit hat allmählich Dänemark, Skandinavien und die heutige Oſtſee geformt. Schon die letzte Eiszeit bedeckte nur noch einen Teil von Norddeutſchland bis zu einer Linie Flensburg — Schleswig — Lübeck — Wittſtock — Havelberg — Brandenburg — Kottbus — Glogau — Plock. In drei großen Atemzügen entſtehen mit dem Abſchmelzen des Eiſes die neuen Bodenverhältniſſe.

Die Yoldiazeit ſetzt ganz Finnland, Götaland und Södermanland unter Waſſer, ſo daß Südſchweden zum Eiland wird. Die Belte ſind noch nicht geöffnet. Die Oſtſee iſt alſo damals ein großer Meeresarm zwiſchen Eismeer und Nordſee, Skandinavien eine Inſel. Die Kälte ſchwindet mehr und mehr, die Weißbirke wird zum vorherrſchenden Baum. Wir nahmen an, daß die Cro-Magnon-Menſchen in vereinzelten Horden bereits zu Beginn der Nacheiszeit mit dem Renntier nach Norden an den Rand der ungeheuren Gletſcherdecke wanderten. Zur kälteren Tundrenzeit wäre danach der Menſch in die Norddeutſche Tiefebene vorgeſtoßen und hätte ſich dort während des wärmeren Steppenklimas der Yoldiaſpanne mit ihren eingeſtreuten Eſpen- und Birkenwäldern weiter ausgebreitet. Da entwickelt ſich die Lyngbykultur in Seeland, Jütland, Schleswig und Holſtein. Ihre Träger ſind unſtete Jäger und Fiſcher. Ihnen iſt die wichtige Erfindung des Beils aus Renntiergeweih zuzuſchreiben, ſie gebrauchten Pfeilſpitzen aus Feuerſtein.

Ein neues Bild bietet die Ancyluszeit. Das Waſſer hatte ſich ſo weit verlaufen, daß die Oſtſee ein Binnenmeer mit Süßwaſſer wurde. Skandinavien war mit der Inſel Südſchweden zuſammengewachſen, Sund und Belte waren geſchloſſen. Zunehmende Milde führte vom Süden Kiefer, Weide und Eſpe, vom Oſten Bergulme, Schwarzerle, Winterlinde und Haſel herein. Dagegen waren die Großtiere der Eiszeit: Mammut, Nashorn und Höhlenbär nicht mitgewandert. Nur der gewaltige Wildſtier oder Ur, von dem noch Caeſar ſagt, daß er unbezähmbar und nur wenig kleiner als der Elefant ſei, ſowie der noch heute in Wildparks gezüchtete Auerochs (Wiſent, Biſon) durchſchnob die nordiſchen Wälder. Im übrigen war die freilich viel reichere Tierwelt ſchon dieſelbe wie heute.



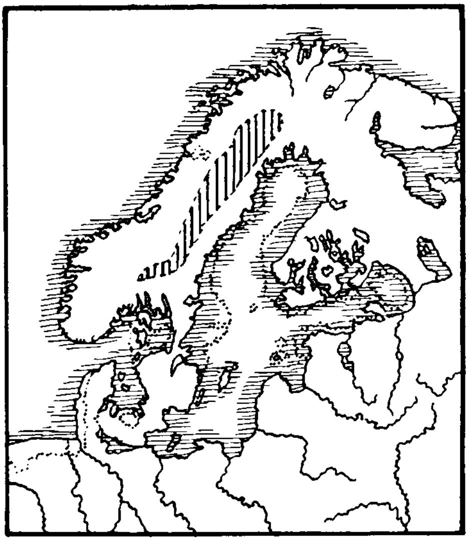
a) Letzte Eiszeit. b) Yoldiazeit.

Eiszeit und Oſtſee. (Nach de Geer.)

In dieſen Abſchnitt fällt die Kultur von Maglemoſe (bei Mullerup an der Weſtküſte Seelands). Andere Fundſtellen liegen bei Fernewerder in der Mark und im Rhinluch. Es iſt noch immer Jäger- und Fiſcherkultur. Maglemoſe heißt „Großes Moor“, war aber zu jener Zeit eine Seeſiedlung wie die Havelfundſtätten. Man hat dort Blockhäuſer mit waagerecht übereinander gelagerten Wandhölzern entdeckt, nicht ganz unähnlich den heutigen Spreewaldhäuſern. Außer dem Wild ſcheinen Fiſche und Haſelnuß die Hauptnahrung geweſen zu ſein. Das Wild fing man in beutelförmigen, 2—3 m tiefen Gruben. Das Reh fehlt. An einer Stelle bei Fernewerder liegen 24 ſolcher Vertiefungen in drei Halbkreiſen hintereinander. Im Moore von Duvenſen (Lauenburg) hauſten die Horden den Sommer über im Rohrſumpf. Ihre Wohngrube war rund und maß etwa 5 m im Durchmeſſer; über das Dach iſt nichts bekannt. Der Boden war mit Reiſig und Rindenholz bedeckt.

Etwas jünger ſind Siedlungen bei Gudenaa in Jütland, bei Oldesloe und Aarhus.

Hier fand man Holzwerkzeuge, z. B. ein dem auſtraliſchen Bumerang ähnliches Wurfholz, vor allem auch die Zwergwerkzeuge oder „Mikrolithen“. Es ſind winzige Steingeräte, die maſſenhaft z. B. in ganz Norddeutſchland und Polen, ja ſogar in Rußland, Indien und Nordafrika vorkommen. Sie entſprechen der Stufe des franzöſiſchen Tardenoiſien I. Wahrſcheinlich gebrauchte man ſie nur geſchäftet. Daneben fertigte man Angelgerät mit und ohne Widerhaken aus Knochen, ferner Bernſteinſchmuck, Fiſchſchuppmeſſer, Hirſchgeweihhacken und vervollkommnete Beile (Kernbeile und Spalter) aus Feuerſtein oder Horn. Auf ihnen hat ſich die früheſte Kunſt des Nordens erhalten: es ſind eingebohrte Grübchen, kettenartig gereiht, Ritzungen, Linienmuſter nach Weberart, einmal auch mit ſchwarzem Birkenteer gefüllte tiefere Furchen. Sogar Tiere erſcheinen: eine Hündin auf Hirſchgeweih, ein Vierfüßler auf Knochen, ein Menſch mit mehreren Vögeln auf einem däniſchen Fiſchſchuppmeſſer. Auch die „Binſenkeramik“ des Rhinluchs (der Anfang der Töpferei) ſcheint in die Maglemoſezeit hinaufzureichen, außerdem die Zähmung des erſten Haustiers — des Hundes. Es iſt der vom Schakal abſtammende Torfſpitz. Erſt in der Bronzezeit tritt der vom Aſienwolf gezüchtete Vorfahr des Schäferhundes auf. Eine andere wichtige Fundſtätte dieſer Zeit liegt bei Tannſtock am Federſee in Württemberg. Dort wurden die Reſte von 87 Wohnplätzen aufgedeckt mit meiſt ovalen eingetieften Böden und Feuerſtellen. „Wo dieſe fehlen, darf man annehmen, daß die Bauten Vorrats- und nicht Wohnräume waren. Spuren der Umwandung der Hütten, die im Durchſchnitt 3,50 m lang und 2 m breit waren, konnten mehrerenorts feſtgeſtellt werden; ſie beſtand aus 30—35 cm ſtarken Reiſiggeflechten, die von ſtärkeren Stangen geſtützt wurden und etwa ein Drittelmeter tief im feſten Lehmgrund eingeſetzt ruhten. Da die Höhe des zeltartig, alſo leicht ſchräg nach innen geneigten Wandgeſtänges ſich annähernd auf 2,20 m belief, gewinnt man den Eindruck etwas niedriger, aber ſehr wetterfeſter Wohnbauten, die wohl mit Schilf und Rinde bedeckt waren, wie dies für die neolithiſchen Hütten des Federſeemoores belegt iſt.“



Ancyluszeit. (Nach de Geer.)

Und wiederum atmet die Erde, die Belte brechen auf, langſam gewinnt der Norden ſein heutiges Geſicht. Die Litorinazeit beginnt. Die Oſtſee iſt zum Salzmeer geworden, überall erſcheinen Auſter und gemeine Strandſchnecke. Die Wärme ſteigert ſich bis über das heutige gemäßigte Klima hinaus, in mächtigen Fichten- und Eichenwäldern brauſt der Sturm, während die Kiefer zurücktritt.

Eigentümlich ſind dieſem Abſchnitt die rieſigen Muſchelhaufen, in denen wir die Küchenabfälle (Kjökkenmöddinger) der Menſchen von Ellerbek bei Kiel und Ertebölle in Jütland erkennen. Dazwiſchen finden ſich Steinherde, behauene (nie geſchliffene) Steinwerkzeuge, verfeinerte Spalter und Kernbeile und vor allem Keramik. Es ſind dickwandige, unglaſierte rohe Töpfe mit ſpitzem Boden. Der Ton iſt mit Sand durchſetzt und ſchwachgebrannt, die Form geſchweift; Verzierung tritt erſt ſpäter hinzu. Dieſe Kultur hat ſich dann nach Norden in der „Arktiſchen Steinzeitkultur" fortgeſetzt mit ihren eigenartigen Geräten aus Schiefer.

Die wenigen Menſchenſchädel des Litorina-Abſchnitts zeigen übrigens Kurz- und Langköpfe nebeneinander. Schon die Cro-Magnon-Raſſe kannte ein niedrig-breites Geſicht neben dem ſchmal-hohen von Combe-Capelle, Engis und Brünn. Manches deutet darauf hin, daß ein Teil dieſer Oſtſeebewohner einſt aus dem iberiſchen Südweſten kam, während die Kultur der Oſtränder des Baltiſchen Meeres durchaus nach Rußland weiſt.

In Süddeutſchland aber haben die fundreichen beiden Ofnethöhlen bei Nördlingen ganze Neſter von Rundkopfſchädeln zutage gefördert, die wie Eier darin lagen, alle mit dem Blick nach Sonnenuntergang. Nur die Köpfe waren hier beigeſetzt, ein Brauch, der ſchon im Paläolithikum aufkam. Es ſind vorwiegend Kinder, meiſtens Mädchen. Ihren Schmuck bildeten Muſcheln und Hirſchzähne; im ganzen fand man 4000 Schnecken und 200 Zähne. Außerdem ſind die Schädel mit Ocker gepudert. Die Muſcheln ſtammen zum Teil aus dem Mittelmeer. Man hat dieſe Rundköpfe nach einem Fund im Seinetal auch als Raſſe von Grenelle bezeichnet.

Aber daneben liegen wieder Langſchädel, vielleicht Nachkommen des Menſchen von Engis und Brünn.

Geſamtanſicht der Jüngeren Steinzeit
(4000—2000 v. Chr.)

In der Jüngeren Steinzeit finden wir die Vorfahren der heutigen europäiſchen Raſſen zum großen Teil ſchon in ihren ſpäteren Räumen, gewaltige Wanderungen der Metallzeit ergaben zuletzt das Bild der Gegenwart. Gegenüber dem Meſolithikum finden wir klarere und größere Zuſammenhänge, überhaupt eine fortgeſchrittene Kultur.

War das Eolithikum die Zeit des unbehauenen, das Paläolithikum die Zeit des behauenen, ſo iſt die Jüngere Steinzeit das Alter des geſchliffenen Minerals.

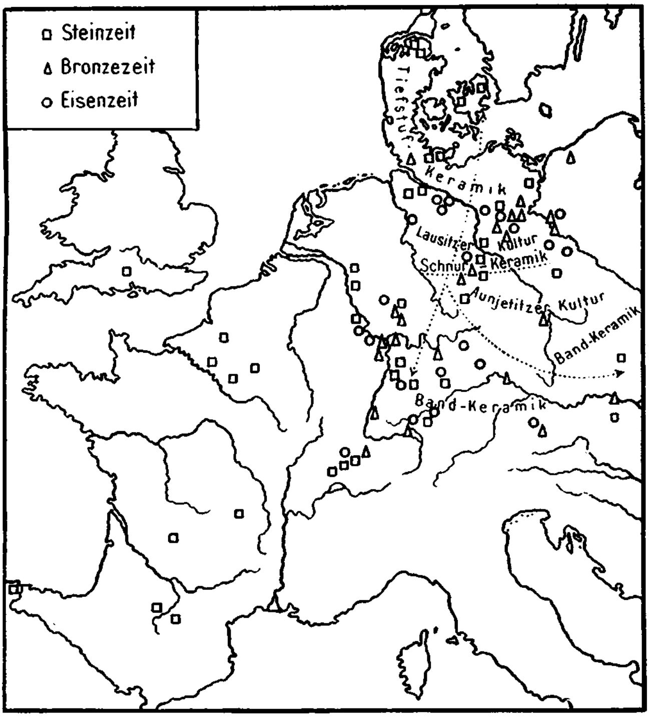
Auch bleibt der Stoff nicht auf den Feuerſtein eingeſchränkt, vielmehr beweiſen Pfahlbaufunde und andere Kulturen die Bearbeitung des viel härteren Jadëit und Nephrit. Sie wurden durch Schleifen auf einem Sandſtein geſchärft. Auch die Formen werden mannigfaltiger. Es entſteht die Verbindung von Fauſtkeil und Keule: das Beil, deſſen Anfänge ins Meſolithikum hinaufreichen. Damit wird der Menſch langſam zum Herrn über den undurchdringlichen Urwald. Und aus der Holzbearbeitung gehen mancherlei neue Geräte, gehen zuletzt Haus, Wagen und Schiff hervor.

In derſelben Zeit ſehen wir die ehemals unſteten Menſchen ſeßhaft und infolgedeſſen nicht mehr als ſchweifende Jäger oder lauernde Fiſcher, ſondern mehr und mehr als Viehzüchter und Ackerbauer. Sobald das Beil erfunden war, konnten Gehege angelegt werden, in denen die Tiere zähmbar waren. Der Verfall des Wildbeſtandes zwang endlich zur Aufzucht. So entſtehen die Haustiere: Schaf, Rind, Ziege, Schwein und Pferd. Gewiſſe Rinderarten, z. B. das kurzhornige kleinere Torfrind, ſowie Schwein und Pferd ſind aus dem mittleren Norden gekommen, das Pferd insbeſondere mit indogermaniſch ſprechenden Völkern, die es um 2000 v. Chr. nach Vorderaſien brachten.

Die älteſten Haus- und Opfertiere waren außer dem Hund alſo Rind, Schwein und Schaf. Das Rind iſt ſeit uralter Zeit dem Indra heilig, es beherrſcht neben dem Widder auch die Religionen Vorderaſiens mit ihren Tierköpfen, dem heiligen Apisſtier und dem kalbsköpfigen Moloch. Auch im babyloniſchen Gilgameſch-Epos ſpielt der Urſtier eine große Rolle. Dieſe Gegenden gebrauchten ſtatt des ihnen fremden Pferdes den Eſel. Das Torfſchaf war klein, ein jüngeres Bronzeſchaf dagegen groß und hornlos — beide ſtammen vom Muffel ab, das noch heute wild auf Korſika lebt. Auch die Torfziege verwendeten die Pfahlbauer bereits im Haushalt. Melken kannte man jedoch in älterer Zeit nicht. Unter unſern Hunderaſſen ſtammen die Spitze vom Torfſpitz der Pfahlbauer, der Bronzehund vom indiſchen Wolf, Wind- und Jagdhunde angeblich vom Äthiopienwolf, die Doggen vom Tibetwolf, andere vom Schakal. Das jüngſte Haustier iſt die Katze; ſie kommt zuerſt um 2000 in Ägypten auf und erheblich ſpäter nach Europa; ſie ſtammt von einer nordafrikaniſchen Wildkatze ab.

Die frühſte Form des Ackerbaus geht aus der Sammeltätigkeit der Frau hervor und wird Hackbau genannt. Mit der Aſtgabel werden nur kleine Bodenſtücke aufgelockert. In der Pfahlbauzeit werden Hirſe, Gerſte, eine kleine Weizenart geſät, außerdem pflanzt man Bohnen, Mohn und Linſen. Auch der Flachs wird angebaut, zuerſt als Nahrungsmittel, dann als Geſpinſt. Flechten, Knüpfen und Weben führen zu neuer Kleidung aus Lein und Wolle. Sichelartige Steinmeſſer ſchneiden die Halme dicht unter der Ähre. Die Körner werden ausgeſchlagen, geſtampft und zwiſchen Reibſteinen gemahlen, der Teig wird auf heißen Steinen gebacken. Der Pflug war noch nicht erfunden.

In dieſer Zeit nun, da das Weib gewiſſermaßen den Hackbau erfand und der Mann wirtſchaftlich von ihr abhängig wurde, erleben wir einen Aufſtieg der Frau. Wenn die Jagd wenig ergiebig war, hing der Fortbeſtand der Sippe von der Frauenarbeit weſentlich ab. Sie ſteigt aus ihrer geknechteten Stellung empor. Der Mann verlernt es jetzt, die Frau zu rauben oder zu vertauſchen — er muß um ſie dienen. Mit der Heirat ſiedelt er ganz in die Familie der Frau über. Die Kinder verbleiben der Mutterſippe, erzogen vom Bruder der Frau. So entſteht Mutterrecht, das freilich die mannigfaltigſten Formen angenommen und nur ganz ſelten zu einer Frauenherrſchaft geführt hat. Häufig finden wir aber neben dem männlichen Heerführer die Stammesmutter als Oberprieſterin und Heimatverweſerin.

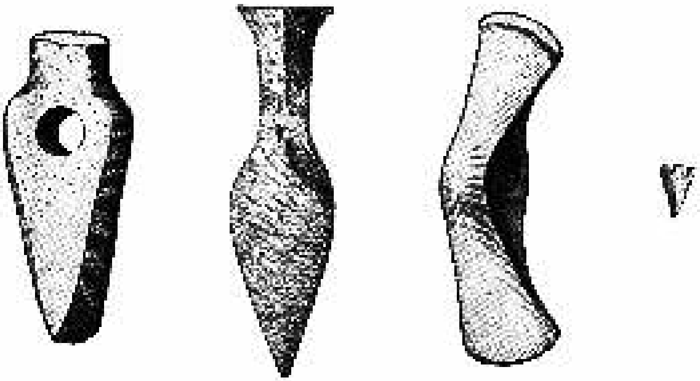


Fundorte der Stein-, Eiſen- und Bronzezeit.

Die erbrechtliche Vorherrſchaft der Frau endet jedoch mit der Erfindung des tierbeſpannten Pfluges und der Viehzucht. Denn nun geht die ſchwere Landarbeit in die Hände des Mannes über, das immer ſich mehrende Vieh iſt ſein Beſitz, und von dieſem Reichtum erwirbt er ſich die Frau gewiſſermaßen als Eigentum. Es iſt die Zeit der Kaufehe und des entſtehenden Vaterrechts.

Und zu dieſen Umwälzungen kommen Erfindungen von größter Tragweite. Die erſten Viehzüchter, von denen viele gewiß Nomaden waren, wohnten in Tierfellzelten. Dieſe konnten beim Wechſel der Weide leicht abgebrochen und mitgeſchleppt werden. In Mittel- und Nordeuropa ſind die Menſchen jedoch gleich zu den wärmeren Wohngruben mit Obdach übergegangen. Dabei wird die „Wand“ erfunden: man „windet“ ſie aus Reiſig und beſtreicht ſie mit Lehm, wie man ſchon in der Altſteinzeit handgeflochtene Körbe innen durch Erdanſtrich abdichtete. Noch im Homeriſchen Zeitalter gießt man die Milch in ſolche Gefäße. So treibt alles zur Erfindung der Töpferei, an der die Frau ſtark beteiligt war. Hohle Kürbiſſe, Schädel, ausgehöhlte Steine, lehmverpichte Baſtkörbe waren die Vorſtufen des irdenen Topfes. Keramik iſt die führende Kunſt der Jüngeren Steinzeit. Die Töpferſcheibe kam nach Deutſchland jedoch erſt kurz vor der Zeitwende von Südweſten, ſcheint aber eine ägyptiſche Erfindung zu ſein.

Eine weitere Eigentümlichkeit mancher Stämme der Jungſteinzeit ſind die oft beſchriebenen Floß- und Pfahlbauten. Die Alpenſeen haben damals mehrere Meter niedriger geſtanden, und die Häuſer ruhten unmittelbar auf der Erde; andere Siedlungen haben ziemlich weit im See gelegen. Auch Amſterdam und Venedig ſind ja Pfahlbauſtädte. Die Vorſtufe waren vielleicht bewegliche Seebauten, wie man ſie auf Seeland und bei Maaſtricht entdeckte.


Jungſteinzeitliche Geräte und Waffen.

Gleichzeitig aber weiſen uns beſtimmte Grabſitten, keramiſche Kunſtſtile, die erſten Fluchtburgen zuſammen mit Schädelfunden und oft landſchaftlich gebundenen Altſachen auf die Entſtehung umriſſener Kulturkreiſe, Religionsverbände oder gar Volksgemeinſchaften, obgleich wir faſt immer nur auf äußere Merkmale angewieſen ſind.

Wandlungen des Steinzeitglaubens

Die Magie mußte zum Dingzauber, zum Fetiſchismus, führen, wenn man die Beobachtung machte, daß der Erfolg durch beſtimmte Gegenſtände beſchleunigt oder verſtärkt werden konnte. Damit war Prieſtern und Zauberern ein breites

Feld gegeben. Der Fetiſch (etwa ein Holz oder Stein) wurde zum Träger einer geiſtig-ſeeliſchen Macht. So taucht die Vorſtellung auf, daß dem Ding wie dem Körper etwas Unſichtbares innewohne, das jene Zauberer auf geheimnisvolle Weiſe erwecken könnten.

Der Tote erwachte nicht wieder aus ſeinem Schlaf, doch der Körper lebte. So wurde er zum Lebenden Leichnam. Der Tod wurde nicht anerkannt, er ſchien nur eine Fortſetzung des Daſeins in der Höhle, im Hauſe, jedenfalls auf dieſer Erde. Man beſtattete den Geſtorbenen unter dem Herde, dann in beſondern Höhlen oder ſteinernen Grabkammern. Aus der Hausbeſtattung ſoll nach Varro der römiſche Ahnenkult entſtanden ſein. Aber eine Zeitlang ſchien der Tote noch in der Nähe herumzuirren („es ſpukt") und quälte die Zurückgebliebenen im Traum.

So entwickelte ſich die Totenfurcht, genährt von vornherein durch die natürliche Leichenſcheu. Der Tote war wirklich blutlos und meiſtens unſichtbar. Und ſo überwiegt bald Mitleid mit dem Hilfloſen, der durch Speiſe und Trank oder Grabesfeuer erfreut werden muß, bald Angſt vor dem Wiedergänger, den man feſſelt oder mit Findlingen beſchwert, damit er endlich fortbleibe.

So wird der Tote zeitweiſe zum Feind des Lebenden, ein blutſaugender Unhold. Darum wird die Leiche zerſtückelt, der Kopf abgeſchlagen. Immer mehr trennt ſich Innen und Außen, ſondert ſich vom Körper die Seele. Als ihr Träger erſchien den Griechen das Blut, den Germanen als ihr Kennzeichen der Odem (Odin). Zuweilen im Traum verläßt die Seele als Tier den Körper, um weit fortzuwandern und am Morgen zurückzukehren. Ein eigentümliches Beiſpiel dafür bietet die von Paulus Diaconus zur Zeit der Völkerwanderung überlieferte Sage „Der ſchlafende König". Der fränkiſche König Guntram war einmal auf die Jagd gegangen, und ſeine Diener hatten ſich überallhin zerſtreut bis auf ſeinen getreuſten, der bei ihm blieb. Den König befiel große Müdigkeit, er legte ſich unter einen Baum, den Kopf in des Freundes Schoß, und ſchlief ein. „Als er nun entſchlafen war, ſchlich aus Guntrams Munde ein Tierlein hervor in Schlangenweiſe, lief fort bis zu einem nahefließenden Bach, an deſſen Rand ſtand es ſtill und wollte gern hinüber. Das hatte alles des Königs Geſell, in deſſen Schoß er ruhte, mit angeſehen, zog ſein Schwert aus der Scheide und legte es über den Bach hin. Auf dem Schwerte ſchritt nun das Tierlein hinüber und ging hin zum Loch eines Berges, da hinein ſchloff es. Nach einigen Stunden kehrte es zurück und lief über die nämliche Schwertbrücke wieder in den Mund des Königs." Der König erwachte und erzählte ſeinem Geſellen ſeinen Traum von einem großen Fluß, einer eiſernen Brücke darüber, der Höhle eines Berges und einem wunderbaren „Hort der alten Vorfahren" darin. Beim Nachgraben wurde dieſer Gold- und Silberſchatz wirklich gefunden. So die von den Gebrüdern Grimm überlieferte Sage.

Sobald die Seele als ein immer noch Stofflich-Feinſtes getrennt vom Körper gedacht werden kann, iſt der Animismus vollendet. Und ſofort beginnt der Seelenkult, dem auch das feſte Steinhaus dient, für die Ewigkeit gebaut und dauernder als die Holzwohnungen der Lebenden.

Neben dem Seelenglauben, der ſchließlich die Toten in ein beſonderes Land oder im Norden vielfach in heilige Berge (Vergeiſtigungen des Hügels) verſetzt, entſprießt faſt uferlos der Glaube an Geiſter. Der Fetiſch hatte noch keine Seele, aber der Schritt zum Quellen-, Baum- und Steinkult iſt nicht mehr allzu groß. Und die für jede Sippe bedeutſamſten Geiſter waren ſchließlich die Ahnen, die vom Hügel oder Hünengrab her noch ſegnend durch die Fenſter des Lebens hereinſchauten. Der Urahn, in Amerika und Ägypten ein Totemtier, wird immer mehr zu einem göttlichen Anfänger und Kraftſpender des Geſchlechts. So leiten ſpäter die Sachſenführer ihre Sippe auf Wodan zurück, die Schweden ihre Könige auf Yngwi-Frey, die achäiſchen Herrſcher ihren Familienzuſammenhang auf Zeus.

Mit dem beginnenden Ackerbau aber ſtrömten neue Vorſtellungen ſeßhafter Erdbebauer jenem unſteten Jägerglauben hinzu. Von Mitteleuropa her erhob ſich während der Jüngeren Steinzeit die Sonnenverehrung. Ausſtrahlend nach Süden und Oſten ward ſie eine Zeitlang zur Weltreligion. Sonnenräder und Regenſinnbilder finden ſich ſchon auf Kieſeln des Azilien, ſchon in der Renntierzeit, auf einem Findling in Schottland, doch liegt der Höhepunkt des Sonnenkults in der Bronzezeit.

Endlich führt auch die Leichenverbrennung in die Jüngere Steinzeit zurück, wenngleich ſie nur in der Wetterau um Hanau ſich dauernd erhält und noch vor der Skelettbeſtattung durchaus zurücktritt. Der neue Brauch zeigt ſich zuerſt während des Neolithikums in Mitteleuropa und der Bretagne, iſt dagegen dem ganzen Orient völlig fremd. Wir werden ſehen, wie die Naturreligion in allen Geſtaltungen ihre Reife zur Bronzezeit erlebt, der vollen Entfaltung des Ackerbaus und des frühen Bauerntums.

In die Jüngere Steinzeit reichen noch die erſten Felsritzungen in Skandinavien. Sie zeigen vor allem Tierbilder und ſind der paläolithiſchen Kunſt dem Stoff und Sinn nach inſoweit verwandt, als ſie ſich auf gleicher Wirtſchaftsform entwickelten: der Jäger- und Fiſcherſtufe. Es ſind Erzeugniſſe des Fernfangzaubers. Die Felsbilder ſchreien gewiſſermaßen in Maſſengebet: „Gebt uns reiche Jagdgründe von Renntieren!" Sie gehören wahrſcheinlich in einen nordeuraſiſchen (ſibiriſchen) Zuſammenhang. Ihre Erfinder waren Schamanen, Zauberprieſter, die da meinten, in geweihtem Maskengewand mit Hilfe beſtimmter Fetiſche und Gebärden die Gunſt der Geiſter zu erzwingen. Dieſe nordoſtiſche Kultur hat eine Kamm- und Grübchenkeramik entwickelt.

In dem gleichen Abſchnitt der Jüngeren Steinzeit bringt der ſüdoſtdeutſche (bandkeramiſche) Kreis menſchliche Figuren und Tiere aus Bernſtein, Knochen, Ton und Feuerſtein hervor, wie man ſie bei Schwarzort am Kuriſchen Haff und Ottitz bei Ratibor gefunden hat. Daneben erſcheinen merkwürdige weibliche Idole, die den Gedanken an die Verehrung einer großen Fruchtbarkeitsgöttin, einer Magna mater, wenigſtens möglich erſcheinen laſſen. Bezeichnenderweiſe lehnt aber der Nordkreis alle Bildlichkeit ab und begnügt ſich mit den religiöſen Sinnbildern der Axt, des Strahlenkreiſes, des Hakenkreuzes und ähnlicher Zeichen, die wahrſcheinlich auf Sonnenkult hindeuten.

Kulturen der Jüngeren Steinzeit

Die Stämme zu Beginn des Neolithikums waren noch „höhere Sammlervölker“. Sie unterſchieden ſich in ihren Lebensverhältniſſen nur wenig von den Jägern und Fiſchern des Magdalénien und Tardenoiſien. Ihr Jagd- und Angelgerät war in manchem zwar vervollkommnet, aber an Kunſtſinn ſtanden ſie weit hinter den altſteinzeitlichen Völkern des franko-kantabriſchen Kreiſes zurück.

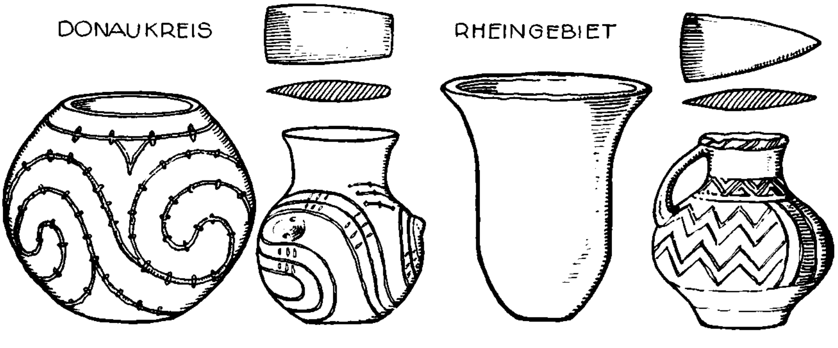
Sie blieben auch, beſonders in Mitteldeutſchland, noch lange auf ihrer älteren Stufe ſtehen, als ſich die meiſten Stämme Mitteleuropas und beſonders Deutſchlands bereits der neuen Pflugbau- und Viehzuchtkultur angeſchloſſen hatten. Dieſe ſcheint auf drei Wegen nach Deutſchland gekommen zu ſein; zwei davon führen an den Mittelmeerküſten entlang durch Frankreich und ſogar über Südſkandinavien (alſo über die See), der dritte durch den Balkan und Ungarn.

Ackerbau zur Jüngeren Steinzeit.

Die Pflugbaukultur tritt in Mitteleuropa etwa 1000 Jahre vor den Indogermanen als einheitliche Erſcheinung auf. Zweifellos entſtammt ſie als ſolche, nämlich als Kultur, dem vorderaſiatiſchen Südoſten, obgleich Pflugbau in einfacher Form auch in Oſtfriesland ſchon um 3500—3000 nachgewieſen iſt. Ihr Hauptmerkmal iſt die Verbindung von Getreidebau und Viehzucht, insbeſondere die Verwendung des rindgezogenen Pfluges. Hauptzugtier iſt alſo das weithin für heilig geltende Rind. Ganz Süd- und Mittelafrika benutzte vor dem Eindringen der Europäer die Kuh nur als Milch- und Fleiſchtier. In China wiederum kennt man den Ochſen lediglich als Zugtier. In Amerika lebte das Rind zwar auch wild, blieb aber ungezähmt, ſeine Stelle vertrat das Lama, jedoch nur als Laſttier. Der Gebrauch des Rindes auf der Erde war alſo ein ſehr verſchiedener; nur in ſeiner Eigenſchaft als Opfertier galt keine Ausnahme, und ſelbſt Arbeitsrinder wurden ſowohl in China wie in Rom feierlich begraben. Die Rinderzucht zwingt nun zur Seßhaftigkeit und damit zu einer höheren Kultur. Bekannt iſt die Stierverehrung in Ägypten und Babylonien: der zeitliche Vorſprung dieſer Länder vor Mitteleuropa geht aus dem Geſagten hervor.

Je mehr aber die Jüngere Steinzeit fortſchreitet, um ſo weiter dringt die Ackerbaukultur nordwärts, ohne daß man den Zeitpunkt bisher näher anzugeben vermöchte. In Mitteleuropa entſtehen damals eine Reihe deutlich unterſchiedener Kulturkreiſe.

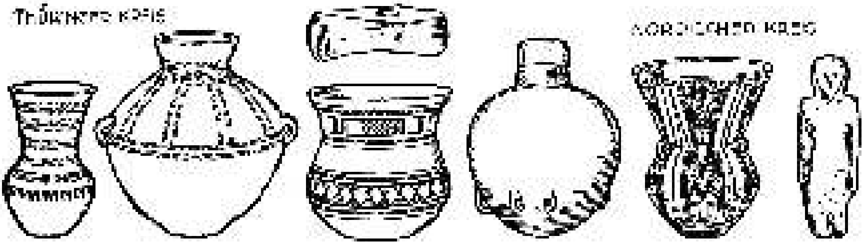
1. Der Weſtkreis umfaßt das geſamte Rheintal von Köln aufwärts ſowie die Schweiz. Es iſt die Kultur von Michelsberg bei Bruchſal mit der Spielart der Pfahlbauten von Schuſſenried im Federſeemoor, am Bodenſee und an den Seeufern der Schweiz. Dieſe Landſchaften ſind jedoch nur Randgebiete, während die Brennpunkte in England, Frankreich und Spanien liegen und weit ins Mittelmeer ausſtrahlen. Hier baut man ſteinerne Rundhäuſer mit Kegeldach, eine Überſetzung der uralten Schilfhütte. In Sardinien zählten ſolche „Nuragen" einſt nach Tauſenden; auf der alten Burg von Tiryns ſtand ein ſolcher Wohnturm von 26½ m Durchmeſſer. Dieſe Rundbauten haben ſich als Geräteſchuppen und Schutzhütten bis heute in Italien und Frankreich erhalten. Später drang jedoch ſtatt deſſen das Viereckhaus ein. Ebenſo eigentümlich iſt dem Weſten der Menhir, der hochragende Seelenthron am Kopfende des Hünenbettes, neben dem eirunden Cromlech, dem ſteinumhegten Gedächtnisfeſtplatz für die Toten. An Gedenktagen entflieht die Seele der Steinkammer und ſchaut, zuweilen in Vogelgeſtalt, vom Menhir aus den Opfertänzen zu. In Ägypten entſpricht ihm der Obelisk. Von erſchütterndem Eindruck ſind die Steinalleen der Bretagne, dieſe urzeitlichen „Geiſterſtraßen" des Weſtens. Die herrlichſte atlantiſche Totenklage aus eiszeitlichem Fels iſt Stonehenge bei Salisbury. Der Seelenſtein iſt in Einzelfällen bis nach Mitteldeutſchland vorgedrungen, im ganzen aber unſern Gegenden fremd. Der Norden machte mit dem Jenſeitsgedanken Ernſt: die Toten verblieben im Heiligen Berg und kamen nicht wieder auf die Erde. Der Abgrund zwiſchen beiden Ebenen war zu groß.



Etwas ganz Überraſchendes im Rheinkreis ſind die Volks- oder Fluchtburgen, weil ſie auf gewiſſe Anfänge von Staatlichkeit ſchließen laſſen. Es ſind Höhenveſten, verwaltet von Vögten, die im Kriegsfall einen ganzen Gau aufzunehmen vermochten: in der Steinzeit wohl meiſt unbezwingliche Bergneſter. Die größte dieſer Burgen iſt Urmitz am Rheinufer bei Koblenz. Sie iſt 840 m breit und 1275 m lang und faßt gegen 30000 Menſchen. Zwei 8–9 m breite Sohlgräben mit einem 5 m dahinter liegenden Pfahlwerk umwehrten ſie einſt. Das ſagenhafte „hunderttorige Theben" aus den Tragödien des Sophokles wird uns verſtändlich, wenn wir ſehen, wie die Gräben durch ſehr viele ſtehengebliebene Erdübergänge unterbrochen ſind. Erheblich kleiner als Urmitz ſind die Burgen von Michelsberg, Mayen und Plaidt.

Der keramiſche Hauptfundort iſt Michelsberg, die Leitform des ganzen Weſtkreiſes der Tulpenbecher und im Waffenhandwerk das faſt dreieckige, ſpitznackige, grünfarbige Beil aus Jadeit, Diorit oder Nephrit. Die Tongefäße ſind großenteils Formen, die auf frühere Lederkannen und -fläſchchen zurückgehen. Auch die oſtſeeiſche Töpferei der Kjökkenmöddinger war durch dieſen Lederſtil beeinflußt.

Michelsbergiſch iſt auch die frühe Keramik der Schweizer Seen, dagegen zeigt die ſpätere gleich der von Schuſſenried nordiſchen Einſchlag.



Demgegenüber haben die Pfahlbauten der Schweiz und vom Federſeemoor wohl die vollſtändigſten Bilder der Steinzeitkultur erbracht, doch waren ähnliche Anlagen vereinzelt auch in Mazedonien, an der Donau, in Niederdeutſchland (Mecklenburg, Oſtpreußen), England, Schweden und Böhmen verbreitet. Am Bodenſee beobachtet man bis 70 m ſeeeinwärts tief im Grunde zahlloſe Pfähle uralter Siedelungen. In der Nacheiszeit boten die Ufer ſowohl für den Fiſchfang wie für die Jagd im nah herandrängenden Urwald die günſtigſte und klimatiſch angenehmſte Lage. 45 Siedelungen umlagerten allein den damals 4 m tieferen Spiegel des Bodenſees. Die Pfahlbauten ſind entweder Waſſerſiedelungen oder Mooranlagen oder auf Pfahlwerk errichtete Uferdörfer wie Venedig.

Die Ausbeute in dieſen zuweilen ½ km langen Seewerken iſt ſo ſtattlich, daß ſich früh ſchon Dichter wie F. Th. Viſcher („Auch Einer") der kulturgeſchichtlich feſſelnden Pfahlbauwelt annahmen. Weben und Flechten war bekannt, man fand Webegewichte ſowie Flachs-, Köper- und Taftwebereien, ferner Hirſchzähne, einen vollſtändigen 1,30 m langen Bogen, Matten, Handmühlen, Mahlſteine und Hirſchhornbeile zum Hackbau. Bei Riedſchachen liegen zwei Schichten übereinander, die untere zeigt Häuſer mit Straßen und Plätzen, die

Häuſer umfaſſen drei Teile: einen breiteren nicht überdeckten Vorplatz, einen Wirtſchafts- und einen Schlafraum.

In dieſen ſüddeutſchen Pfahlbauten finden ſich nicht ſelten Körner. Ja, man hat dort nachgewieſen, daß der Steinzeitmenſch bereits 115 Nutzpflanzen kannte und verwertete! Die Jägerweiber hatten einſtmals gewiß ſchon lange Beeren geſammelt, dann fingen ſie an, gewiſſe Grasſamen zu zerſtoßen und roh oder geröſtet zu eſſen. Die Pfahlbauer aber waren ſchon ſeßhaft und trieben Hackbau mit meiſt wildwüchſigem Getreide. Einige Hügelterraſſen in Süddeutſchland hat man, allerdings wohl fälſchlich, als uralte Hochäcker gedeutet. An Kornfrucht wurden Kolben- und Riſpenhirſe, Kugel-, Zwerg- und gemeiner Weizen, zwei Gerſtenarten, Einkorn und Emmer angebaut. Roggen und Hafer kommen erſt in der Bronzezeit auf. Der Küchengarten der Pfahlbäuerin enthielt Paſtinak, Erbſe, Möhre und Kümmel ſowie an Geſpinſt den Flachs. Das Wildobſt war reichlich vertreten durch zwei Apfelſorten, Birne, Waſſernuß, Eichel, Vogel- und Traubenkirſche, Haſel, Buchecker, Holunder, Hagebutte, Pflaume, Zwetſche, Schlehe, Heidelbeere, Brombeere, Erdbeere, Himbeere, Kronsbeere, Mehlbeere. In Schuſſenried aß man auch Linſen. An Brotſorten kannte die Steinzeit ein feines und ein grobes Weizenbrot ſowie ein Weizen-Hirſe-Brot. Oft ſetzte man dem Mehl noch Eichel-, Waſſernuß oder Miſtkraut und in Hungerzeiten auch Baumrinde hinzu. Doch lange vorher genoß man ſchon geröſtetes Korn und mehr als Brot wohl Mehlbrei, Hafermus — in der „Edda" wird Roggenbrei erwähnt. Und natürlich wußte man aus Rauſchpflanzen geiſtige Getränke zu brauen, und ſeit Urzeiten verſtanden ſich weiſe Frauen und Medizinmänner auf

Pfahlbauten am Bodenſee.

Heilkräuter. Augentroſt, Grindkraut, Herzgeſpann, Donnerwurz, Beinwell und andere hat die deutſche Sprache ſelbſt als ſolche gekennzeichnet.

Welcher geſchichtliche Vorgang liegt nun dieſem Kulturbilde zugrunde? Die unzählbaren Jahrtauſende vor der germaniſchen Völkerwanderung unterſcheiden ſich weſentlich von dem kaum 1400 Jahre umfaſſenden Zeitraum ſeit dem Eindringen der Langobarden in Oberitalien (568 n. Chr.) und der endgültigen Feſtſetzung der Kulturvölker in Europa. In Epochen, da noch endloſe Räume menſchenleer dalagen und anfangs die Naturgewalten, ſpäter noch immer wieder das Jäger- und Hirtendaſein die Stämme zur Bewegung hinriß, vollzog ſich Geſchichte vorwiegend in Form der Wanderung ganzer Stämme oder ihrer Teile, ohne daß wir gleich jedem Vordringen einzelner Bräuche eine ſolche unterlegen dürften. Sobald aber alles, Haus und Grab, Keramik und Waffenſtil oder gar Schädelformen neue Gebiete erobern, iſt in dieſen Frühzeiten bei dem gleitenden Zuſtand der Siedelungsverhältniſſe mit Völkerwanderungen zu rechnen.

Die Pflugkultur ſoll nun auf dem Wege über Spanien gegen 3000 v. Chr. die Oſtgrenzen Frankreichs erreicht haben. Damals drangen die Weſtvölker wahrſcheinlich in zwei Strömen, durch Lothringen und durch Oſtfrankreich, gegen das heute deutſche Gebiet vor. Allerdings muß dieſe Kultur in einem Teil Weſtdeutſchlands als bodenſtändig gelten, denn bereits die Ahnen jener Völker ſiedelten hier. Und der eichene Hakenpflug von Georgsfeld in Oſtfriesland ſtammt ſchon aus der Zeit von 3500—3000! Jene Weſtſcharen haben daher wohl nur gewiſſe Striche Südweſt- und Mitteldeutſchlands erreicht. Ihre Kultur zeigte ſich, wie wir ſahen, in der Keramik und Grabkunſt höchſt ſchlicht und großartig-monumental, überlegen durch die noch neue Errungenſchaft Vorderaſiens. Raſſiſch bildeten ſie jedoch, teils lang-, teils kurzköpfig, keine Einheit. Mehrere Jahrhunderte werden ſie ziemlich ungeſtört den vorher wohl nur ſchwach, in der Schweiz noch gar nicht bevölkerten Längsraum des Rheintals bewohnt haben. Dann aber hat ein mächtiger Vorſtoß der bandkeramiſchen Donauvölker ſie zum Bau ihrer rieſenhaften Burgen gezwungen. Ein Teil der Michelsberger iſt offenbar nach Süden ins Gebiet der Pfahlbaukultur abgewandert, wohin die öſtlichen Gegner ihnen nicht folgten. Von da an trägt die Pfahlbaukultur Michelsberger Gepräge. Nach dem Verluſt großer Teile des Mittelrheins beſtand eine Zeitlang Gleichgewicht zwiſchen beiden Völkergruppen. Dann aber erfolgte nochmals ein dreifacher Vorſtoß aus dem Weſtkreis, während die Donaukultur, ohne unterzugehen, anſcheinend durch Zerfall in Einzellandſchaften geſchwächt wurde.

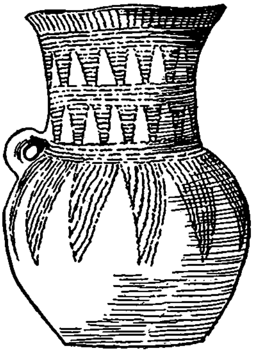
Zuerſt drang eine Herrenſchicht weſtiſcher Krieger am Nordrande des bandkeramiſchen Raumes bis tief nach Mitteldeutſchland hinein. Ihr Wahrzeichen iſt die bald als Grenzmarke, bald als Grabmal benutzte Steinſäule, beſonders in dem geſchloſſenen Gebiet Rheinheſſens, daneben aber getrennt im Kanton Bern.

Ein zweiter Angriff über den Rhein hinaus erfolgte von Belgien her und ſtieß über Lippe und Harz gegen die Saale gerade an der ſchwachen Stelle zwiſchen nordiſchem und thüringiſchem Machtgebiet vor. Seine Kennzeichen ſind Grabwandritzungen ſowie die Sitte des „Seelenlochs“ am Grabeingang. Vor allem aber verrät ſich der neue Bauernadel durch die Lange Steinkiſte. Es ſind dies bis zum Deckſtein unterirdiſche Steinkammern, entſtanden aus urſprünglich viel kleineren Grabbauten des Weſtens. Ihr Hauptgebiet iſt das vorher kaum beſiedelte Weſtfalen.

Und vielleicht zum drittenmal brechen gegen Ende des Neolithikums Weſtiſche, wahrſcheinlich aus der Pyrenäenhalbinſel, durch Frankreich gegen Deutſchland hervor. Es ſind Kurzköpfe von beweglichem Schwung, da ſie bis an die Oder und nach Mähren ſich meiſt in die noch menſchenfreien Zwiſchenräume einſchieben und die Höhen beſetzen. Nach ihrer eigenartigſten Keramik nennt man ſie „Glockenbecherleute“. Gruppen von Einzelgräbern unter ebener Erde, Hockergräber, Zonentöpferei mit feinem Flechtmuſter bezeichnen den Weg dieſes Jägervolkes, von dem keine feſten Häuſer bekannt ſind. Manche haben ſie jedoch für Angehörige der aus Vorderaſien nach Südweſteuropa vorgedrungenen Dinariſchen Raſſe erklärt, die von da nach Mitteldeutſchland ausgeſchwärmt ſeien.

Die übrigen Angriffe gegen das überrheiniſche Land führen jedoch wahrſcheinlich auf die Nachkommen jener nacheiszeitlichen Hirſchjäger von Mas-d’Azil und Ofnet zurück. Sie hatten inzwiſchen eine neue, eben die weſtliche Kultur entfaltet. Die Höhle war, wie wir ſahen, grundſätzlich aufgegeben und zum großen Steingrabe (Dolmen) fortentwickelt — zur „künſtlichen Höhle“. Dies wird noch deutlicher, wenn man ſich vor Augen hält, daß urſprünglich jedes Steinkammergrab (bis auf den Eingang) von einem Hügel umhüllt war. Drei bedeutſame Gedanken ſchwingen ſich von dieſem Mittelpunkt her über Alteuropa: im erſten Vorſtoß erobert die Kleine Stube Frankreich und Oberitalien, Nordafrika bis Oberägypten und Paläſtina, ja ſogar den Balkan und die Krim. Dagegen haben die Kleinen Stuben im Kaukaſus, in Nordperſien und Indien wohl einen andern Urſprung. Auch die See mögen ſpätere Scharen dieſer Stämme erobert haben: ihre Barken trugen die Erfindung nach der Bretagne, nach Britannien und Irland, dagegen iſt die Kultur der Megalithgräber in Norddeutſchland, Jütland, Südſchweden und den Oſtſeeinſeln bodenſtändig. Ähnlich trug eine zweite Woge den Gedanken des Ganggrabes über See in die Randländer des Mittelmeers und des Kanals. Ein dritter Flug verſprengte den Gedanken des Kuppel- und Schachtgrabes bis in die Ägäis. Bedenkt man nun, daß die Jüngere Steinzeit um 2000 v. Chr. ihr Ende erreicht und daß der äußerſte Weſten um 600 v. Chr. ins Licht der Geſchichte tritt, ſo iſt der Schluß erlaubt, daß die Erben dieſer Weſtkultur in gewiſſem Umfang die Iberer (in Spanien und Südfrankreich bis zur Rhone), die Ligurer (von der Rhone bis zum Po) ſowie Pikten und Skoten in Nordengland und Irland geweſen ſind. Die altiberiſche Kultur ſelbſt ſcheint dagegen erſt mit Beginn der Metallzeit durch Einwanderer aus Afrika nach Spanien verpflanzt zu ſein. Die Träger der weſteuropäiſchen Steingräberkultur gehören anſcheinend teilweiſe zu den Ahnen der Basken, die urſprünglich nichts mit den Iberern zu tun hatten.

2. Eine zweite durch eigenen Stil ausgezeichnete Landſchaft des vorindogermaniſchen Deutſchland bildet Thüringen. Hier hat ſchon der Neandertaler, der Menſch von Taubach und Ehringstal, gehauſt, denn weder der Nord- noch der Alpengletſcher vermochte mit ſeinem Eiſe ſich über die Mitte unſers Vaterlandes vorzuſchieben. So ſind denn auch Spuren menſchlicher Tätigkeit bis zum Mouſtérien gefunden, etwa bei Döberitz, Ölknitz, Dörnitz und Krölpa. Im Neolithikum entwickelt ſich hier die Schnurkeramik. Sie trägt Ornamente, die mit einer Schnur in den noch weichen Ton gedrückt, ſpäter mit Strichelchen eingeritzt wurden. Hauptleitformen ſind die bauchige Amphora, die Kugelflaſche und der hohe geſchweifte Becher, im Waffengewerbe ein durchbohrtes Facettenbeil aus grünlichem oder ſchwarzem Geſtein. Überhaupt iſt das thüringiſche Werkzeug in mannigfaltigem Mineral wie Diabas, Serpentin, Grauwacke und Hornblende ſowie verſchiedenen Schiefern auf vielen urgeſchichtlichen Handelsſtraßen verbreitet. Ein urzeitliches Meiſterwerk iſt die merkwürdig japaniſch anmutende Büchſe von Kötſchen. Seltſame, vielleicht kultiſche Gefäße ſind ferner die mit Kreuzen, Kreiſen, Halbringen und Zahnrädchen verzierten ſogenannten „Handpauken“ von Bernburg, die jedoch der nordiſchen, tiefſtichkeramiſchen Kultur angehören.



Tongefäß aus Mitteldeutſchland mit Schnurverzierung.

Die alten Thüringer begruben ihre Toten meiſtens in Einzelgräbern, aus groben Platten gebauten Steinkiſten unter dem Boden, oft aber auch in einer mit Holzbohlen verſchalten Gruft, ſtets unter flachem Hügel und ſehr oft in Hockerlage. Eigentümlich iſt dieſem Mittelkreis außerdem der ſtark den Jenſeitsglauben betonende Brauch, die Entſchlafenen ſitzend zu begraben. Dieſe Übung ſcheint ſpäter beſonders von den Germanen gepflegt zu ſein und wird berühmten Lebenden zugeſtanden. So begrub man Karl den Großen, ſo ward Rotbart im Kyffhäuſer gedacht, und die isländiſche Sage bringt Beiſpiele genug; König Bröns von Sylt und im Dom von Roeskilde Harald Blauzahn und ſeine Nachfolger ſollen ſo beigeſetzt ſein. Sitzen iſt Sinnbild des Ruhens, wie Liegen Sinnbild der Krankheit oder des Schlafs. Hocken ſcheint eine Zwiſchenſtufe. Und vom Hocken zum Sitzen war in der Sitte ein langer Weg. Anfangs hockte wohl der Häuptling im Kreiſe auf einem Stein, bis er zum Sitzen auf dem Stuhl, endlich zum Thron fortſchritt. Daher rühren Ausdrücke wie „beiſetzen“ für beſtatten und „auf dem Stuhle ſitzen“ für herrſchen. Zuletzt wird gar, wie beim Papſt, der Stuhl ſelbſt „heilig“. Wer „den Thron verliert“, fällt in Nichtigkeit zurück.

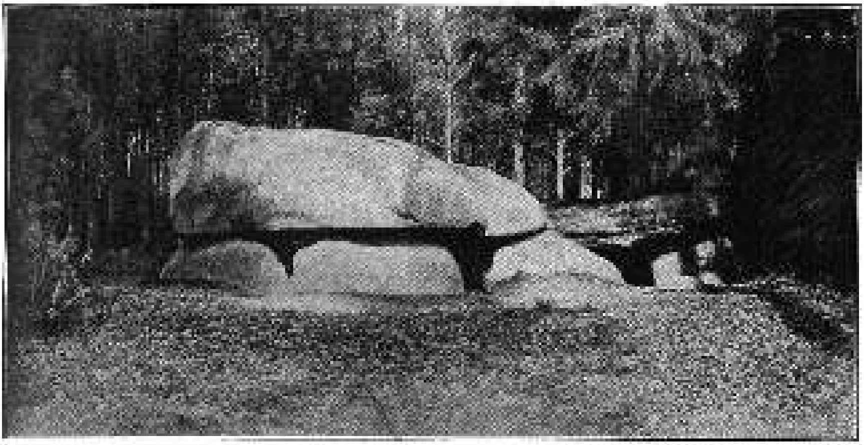
Mag alſo das Sitzendbegraben vielleicht nach den ſehr viel ſpäter entſtehenden Germanen vorausweiſen, ſo iſt die Hockerſtellung über die ganze Erde, beſonders auch im Mittelmeerkreis, verbreitet. Man erklärt dieſe Sitte am beſten aus der Totenfurcht. Jedenfalls ſtimmt dieſer paläolithiſche Brauch gut zu der anſcheinend altertümlicheren Wirtſchaftsſtufe der Bewohner Mitteldeutſchlands. Auffallend war nämlich, daß man von dieſen Thüringern lange keinerlei Hausreſte finden konnte, alſo hatten ſie wohl noch keine feſten oder allenfalls hölzerne oberirdiſche Wohnungen gehabt, wahrſcheinlich aber noch unter Zelten gehauſt. So ſchien denn auffällig, daß ihr Einfall nach Württemberg dort wohl Schnurkeramik, aber an den gleichen Stellen keinerlei Siedelungsſpuren uns überliefert hat. Aber dieſe Annahme iſt wankend geworden, ſeit jetzt auch in Thüringen Wohnplätze mit Siedelungsgruben aufgetaucht ſind. Die Schnurkeramiker werden alſo doch ſchon feſte Wohnſtätten mit oberirdiſchen Holzhäuſern beſeſſen haben. Auch in Württemberg haben ſie im Gegenſatz zu den bandkeramiſchen Unterländlern die Höhen bevorzugt. Und ſo werden ſie Gebirgsleute und Waldſaſſen geweſen ſein.

Bedeutſam iſt aber, daß ſowohl ihre Schnurkeramik wie ihre Schädelform nach Norden weiſen. Keine andere Menſchenart im neolithiſchen Europa hat nach Schuchhardt einen ſo langen und hohen Kopf aufzuweiſen. Er ſoll dem in fränkiſchen und alemanniſchen Gräbern gefundenen ähnlich ſein.

Der ſchnurkeramiſche Kulturkreis hat eine ſtarke Wirkung nach allen Seiten ausgeübt. Nach Weſten ſtrahlte er bis an den Rhein, nach Süden durch Schwaben bis in die Schweiz, nach Nordweſten iſt er bis Jütland und Holland, nach Nordoſten bis Pommern, Preußen und Finnland ſpürbar, und den Südoſten hat er im Bunde mit der nordiſchen und bandkeramiſchen Kultur bis nach Kiew durchſtürmt. Welche Rätſel hier liegen, vermag erſt die folgende Zeitſpanne vor Augen zu führen.

3. Der dritte und für Deutſchland zuletzt bedeutſamſte Kulturkreis iſt ſodann der nordiſche. Er umfaßt die Abſchmelzgebiete des Nordgletſchers, Skandinavien, Jütland und die Norddeutſche Tiefebene. Die erſten Bewohner fanden wir hier in der Mittelſteinzeit, ſie kamen größtenteils auf dem Landwege von Südweſten. Es waren jene Oſtſeefiſcher und -jäger, deren Spuren uns die Muſchelhaufen verraten, Nachkommen einer Cro-Magnon-Art, die hinter den arktiſchen Renntierjägern her nach Norden gezogen waren. Ob ſich noch im Neolithikum zu dieſen Ureinwohnern vielleicht auch neue Ströme von Weſten und aus Thüringen geſellt haben, iſt ganz unſicher. Die Weſtwanderung hätte dann weiter ein langſchädelig-breitgeſichtiges Volk nach dem Norden verſchlagen, der Cro-Magnon-Raſſe verwandt. Es müßte meereskundig geweſen ſein und von Küſte zu Küſte ſeine Kultur bis Südſkandinavien vorgetragen haben. Thüringen endlich entſendet nach Schuchhardts Meinung Überlangköpfe und Schmalgeſichter. Jedenfalls finden wir innerhalb der nordiſchen Raſſe noch heute zwei deutlich unterſcheidbare langſchädelige Menſchenarten, ebenſo hat die Sprachforſchung eine noch vorindogermaniſche Wortſchicht von der indogermaniſchen ſcheiden können. So iſt die Bildung der Urgermanen vielleicht durch eine Verſchmelzung jener Muſchelfiſcher mit dem jüngeren Zuſtrom weſtlicher Cro-Magnon-Menſchen und mitteldeutſcher Langköpfe zu erklären. Jedenfalls iſt die Entſtehung der Urgermanen im Norden ſelbſt vor ſich gegangen und ihre Kultur muß als dort bodenſtändig erklärt werden.

Zu ihren Eigentümlichkeiten gehören vor allem die aus Graniten oder Gneiſen errichteten Großſteingräber des nordiſchen Kreiſes, die über ein Gebiet von Skandinavien bis in die Niederlande und die Gegend von Halle, im Oſten bis Polen verbreitet ſind. Dieſe „Hünengräber" zeigen vier Formen: Einzeldolmen, Langgräber, Ganggräber und Blockkiſten. Es ſind dies die Erbbegräbniſſe einer adligen Herrenſchicht, die neben mehreren Getreidearten Ackerbau und verſchiedene Haustiere in unſere Gegenden herüberbrachte. Während aber die Eingeſeſſenen nun teils zu Hörigen herabſanken, teils ſich behaupteten und dann in einzelnen einfachen Flachgräbern Zeugniſſe ihres Daſeins hinterließen, ſteigerte ſich das Megalithgrab der Eroberer zu immer größerem Ausmaß und nahm ſchließlich, beſonders in Nordweſtdeutſchland, eine höchſteigene Baugeſtalt an. Die mächtigen Eiszeitfindlinge wurden zu Rieſenſtuben und Hünenbetten getürmt, deren Aufrichtung uns zunächſt ebenſo rätſelhaft erſcheint wie der Bau ägyptiſcher Pyramiden. Beſonders berühmt ſind der Denghog auf Sylt, die Sieben Steinhäuſer bei Fallingboſtel und der großartige, 162 m lange „Visbecker Bräutigam" in Oldenburg. Ebenſo findet man im Kleker Walde bei Harburg eine Setzung bis zu 80 Steinen. Die Großlandſchaft der Lüneburger Heide hat durch dieſe Rieſenbauten ihr urzeitliches Gepräge empfangen. Auffallenderweiſe deckt ſich die Südgrenze der Megalithgräber noch heute mit derjenigen des Sachſenhauſes und der plattdeutſchen Sprache.



Hünengrab bei Fallingboſtel.

Neben dieſen Totenſtätten ſind zwiſchen Elbe und Oder nur Grundriſſe viereckiger Pfoſtenhäuſer mit Vorraum oder Vorhalle zutage getreten. Es ſind die Vorfahren jenes Hauſes, das dann bis tief in den Südoſten Europas vordringt. Endlich kennzeichnet ſich die ſpätere Stufe des nordiſchen Kreiſes durch ihre Feuerſteinäxte und ihre Megalithkeramik: Tongefäße in Tiefſtich mit Zickzack, Dreieck und Blattkreuzen.

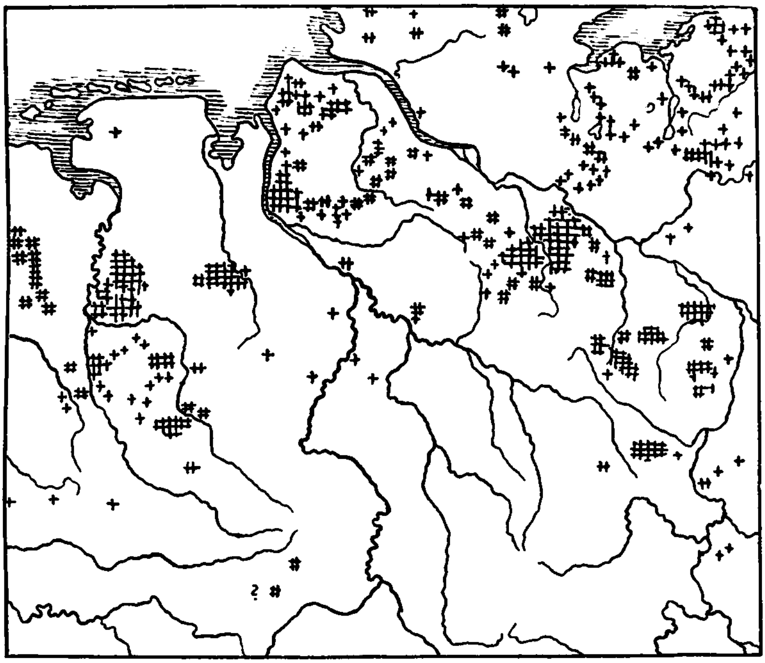
Alle dieſe Merkmale wachſen trotz vorübergehender Sonderentwicklung und landſchaftlicher Auflockerung immer deutlicher zur Einheit der nordiſchen Kultur zuſammen und werden in der Bronzezeit noch durch weitere Eigentümlichkeiten vermehrt, die gerade den Boden der nordiſchen Raſſe wie kaum eine andere Landſchaft unmittelbar mit dem Zeitalter der geſchriebenen Geſchichte, ja unſerer eigenen Gegenwart verbinden. Die Entfaltung eines nach Raſſe, Sitte, Sprache und Religion ganz ſelbſtändigen nordiſchen Kulturkreiſes iſt für die deutſche Geſchichte von geradezu entſcheidendem Gewicht.

So hat denn dieſer Kreis auch eine gewaltige Ausdehnungskraft bewieſen. Der Mittelpunkt ſcheint zunächſt Skandinavien geweſen zu ſein. Schon die Vergrößerung des Rieſengrabes der kleinen Stube ließ auf eine ſtarke Zunahme der Bevölkerung ſchließen. Und ſo iſt es kaum verwunderlich, wenn die Herrengeſchlechter der im Norden neugeborenen Raſſe ſich über weite neue Räume verbreiten und nach und nach die ganze Norddeutſche Tiefebene von der Oder bis zur Zuiderſee einnehmen. Im Süden dringen ſie bis an die Mittelelbe und den Harz vor und erreichen hier die Gebiete der Schnur- und Bandkeramik. Aus ſolcher Verbindung entſtehen neue Stile, vielleicht neue Stämme. So ſtößt die Kultur von Röſſen bei Merſeburg mit ihren grobfädigen keramiſchen Strickmuſtern über den Main an den Mittelrhein vor. Die Scharen von Walternienburg und Bernburg mit ihrer Flechtverzierung und ihren ſeltſamen Trommelgefäßen ſind dagegen ſiegreich in die bandkeramiſche Landſchaft bis nach Mähren und Niederöſterreich vorgedrungen.

Steinkammergrab aus Norddeutſchland.

Allerdings waren der Südweſten und Süden Deutſchlands wohl ſchon von einer zu eigenwilligen Bauernbevölkerung beſiedelt, als daß es zu ſtärkeren Einbrüchen gekommen wäre. Statt deſſen hat ſich die nordiſche Welle weit nach Oſten und Südoſten in die Breiten der höheren Sammlervölker ergoſſen, deren

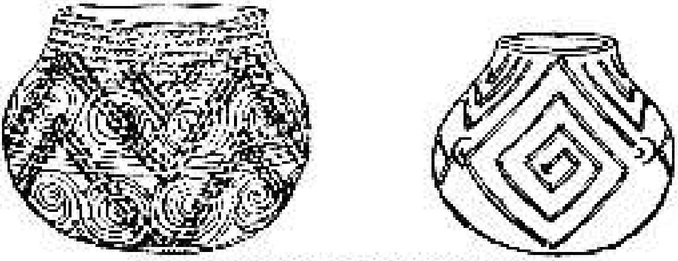
Geſittung der nordiſchen Eigenkultur nicht gewachſen war. Zuerſt wurden Hinterpommern, Poſen und Kongreß-Polen gewonnen, vereinzelte Vorſtöße gelangten nach Oſtpreußen, ſtärkere im Tal der Weichſel und des Bugs bis Wolhynien und Oſtgalizien. Waren dieſe Adelbauern im ganzen auch viel zu ſehr in der Minderzahl, um ſo uferloſe Landbreiten geſchloſſen zu erfüllen, ſo berührt doch dieſe erſte Eroberung des Oſtens durch nordiſche Scharen wie ein Vorſpiel der viel ſpäteren oſtgotiſchen und wäringiſchen Durchdringung Rußlands und vor allem der Koloniſation Oſtdeutſchlands im Mittelalter durch deutſche Bauern, Mönche und Ritter.



Verbreitungskarte der Rieſenſteingräber. (Nach O. Almgren.)

4. Sehen wir hier von dem ſüdoſtbaltiſchen Kreiſe ab, ſo iſt die Donaukultur die vierte und letzte ſteinzeitliche Bildung auf deutſchem Boden. Ihr Urſprungsgebiet, das vielleicht früher noch als der Rhein den Pflugbau überkommen hat, iſt wahrſcheinlich die Landſchaft zwiſchen Karpathen und Mitteldonau. Je mehr der Wald und der Sumpf zurückgingen und die Steppe in breiten Armen am Nordrand der Alpen entlang und durch Mitteldeutſchland und das Maintal nach Weſten hinübergriff, der neue Getreidebau aber nach Lößboden hungerte, ſchob ſich das Volk der Bandkeramiker in die ehemals noch weithin menſchenleeren Gebiete Süddeutſchlands hinein. So wurden Öſterreich, Böhmen, Mähren und Schleſien, im Süden aber Bayern, Württemberg und ſogar über die linksrheiniſchen Gebirge vereinzelt hinaus Gebiete bis an den Doubs und

nach Belgien in Beſitz genommen. Erſt am Rhein trat den Eroberern ein kraftvoll geſchloſſenes Bauernvolk in den Michelsbergern entgegen. Der Bau jener rieſigen Burgen von Urmitz und Plaidt bezeichnete den Abwehrkampf des Weſtens und die Feſtſetzung der Donauvölker. So trafen ſich im Rhein-Donau-Winkel mancherlei Stämme: neben den beiden Hauptgegnern noch die ſchnurkeramiſchen Jäger aus Thüringen, die Pfahlbaumenſchen aus der Schweiz und die halbnordiſchen Röſſener, zuletzt die Glockenbecherleute. Andrerſeits haben ſich die Donauſcharen noch vor der geſchilderten nordiſchen Ausbreitung nach Oſten ergoſſen, wo unendliche Räume offenſtanden und die dortigen Sammlervölker gewiß oft ohne kriegeriſche Berührung neben dem neuen Ackerbauvolke weiterleben mochten. Nach und nach freilich lockerte ſich die urſprüngliche Einheitskultur in einzelne Landſchaftsbilder auf und vermochte dem nordiſchen Vorſtoß nach Böhmen und Öſterreich nur ſchwer zu widerſtehen, doch vermochte ſie das Nordiſche andrerſeits zu ihrer eigenen Art herüberzubiegen.



Tongefäße des „Donauvolkes“ in Spiralverzierung.

Im ganzen kennzeichnet ſich die Landſchaft der Bandkeramik durch ihre dem Flaſchenkürbis nachgeformten Gefäße, dient doch der Kürbis noch heute auf dem Balkan der Töpferkunſt als Vorbild. Dagegen ſcheidet ſie ſich der Verzierung nach in zwei Stile. Die Keramik von Hinkelſtein bei Worms nähert ſich in gewiſſer Weiſe den thüringiſchen Schnurornamenten und liebt nordiſche Ecken, Strichbänder und Spitzen. Die Spiralkeramik dagegen erſcheint gegenüber allen anderen Kunſtweiſen als etwas völlig Neues. In ihren geſchwungenen, ſchlangenartig gewundenen Mäandern, Schlingpflanzen und oft höchſt verwickelten Schraubenlinien, ihren Schnecken und Spulen lebt ein ſeltſames Steinzeit-Rokoko. Südliche Phantaſtik, die manchmal an Kreta und die Ägäis erinnert, ſpringt über die Bomben, Kumpe und Flaſchen ihrer Keramik. Tatſächlich hat man auch Perlenſchmuck aus Mittelmeerſchalen und Nadeln mit Elfenbeinköpfen gefunden. Und im Gegenſatz zu den Bauten der Megalithkultur, deren Gräber über dem Boden aufragen und deren Holzhäuſer Hochbauten ſind, zeigen ſich die Wohnungen des Donauvolkes, etwa von Groß-Gartach bei Heilbronn, als eingetiefte Gruben mit wahrſcheinlich nur niedrigen hölzernen Aufbauten.

Ausbreitung der Nordiſchen Raſſe

(„Einwanderung der Indogermanen")

Wir ſahen, wie ſchon in der Älteren, dann noch einmal in der Jüngeren Steinzeit der Südweſten ein wichtiges Urſprungsgebiet der Kultur Alteuropas war. Lange, bevor Ägypten, Meſopotamien und Kreta zu Brennpunkten wurden, entwickelte ſich im franko-kantabriſchen Kreiſe eine frühe Kunſt und Geſittung. Von dorther kamen die Rundhütte, die Hockerbeſtattung mit Rötelbeimengung, die demütige Haltung menſchlicher Figuren, der Lederſtil der Keramik ins weſtliche Mittelmeer. Das Rundhaus wanderte von Inſel zu Inſel über Sardinien, Malta und Kreta, ſich immer bereichernd, in die Ägäis und bis zu den Paläſten im hettitiſchen Bogazköi. Ebenſo entſprang der mykeniſche Kupferdolch der breiten Steinklinge Spaniens. Der Weg dieſer alteuropäiſchen Kultur von Weſten nach Oſten und nach Norden ſcheint eine feſtſtehende Tatſache.

Dann aber drehte ſich der Wind. Auch in Thüringen lag ja eine altpaläolithiſche Stätte, die neben dem Südweſten ſtark auf den Norden wirkte. Und hier im Norden, weitab von ſpäteren Kulturkreiſen, entſtand ein neues Kraftfeld von mächtiger Schwungweite. Der Überfluß an Holz rief das Viereckhaus ins Leben, die Töpferei erfand unter anderm den Korbflechtſtil, Dolche und Schwerter entfalteten ſich ſchmal und fein. In dreifacher Stärke ſtrahlt die deutſche Steinzeitkultur weit aus nach Südoſten: die thüringiſche Schnurverzierung bis Südrußland, der mittelelbiſche Tiefſtich bis Theſſalien, die Bandkeramik von der mittleren Donau bis an die Grenzen der Walachei. Vor allem aber bringen das norddeutſche Viereck-Pfoſtenhaus mit Vorhalle und die Burg erobernd von Norden her durch den Balkan. In der Ägäis trifft die nordiſche Welle auf die alte weſtliche. Ihr früheſtes Kind iſt die mykeniſche Kultur. Eine zweite nordiſche Bewegung bringt Griechenland zur Homeriſchen Zeit auf demſelben Wege die Dipylonbauten, ſo genannt nach den Ausgrabungen am Doppeltore von Athen.

Norddeutſches Tongefäß mit Tiefſtichverzierung.

Eigentümlicherweiſe entſprechen nun dieſen beiden Kraftfeldern zwei große Sprachlandſchaften. Schon die Griechen wußten, daß vor ihnen die Pelasger, Karer und Leleger rund um die Ägäis gewohnt hatten. Sie gehören mit den Iberern, Ligurern, Pikten, Etruskern des Weſtens zu den vorindogermaniſchen Stämmen Alteuropas. Ein Reſt ihrer Sprachgruppe iſt noch heute das Baskiſche (S. 42).

Noch viel klarer erkannte zuerſt Franz Bopp den engen Zuſammenhang der nordöſtlichen, der indogermaniſchen Sprachen. Zu ihnen gehören das

Griechiſche, Lateiniſche, Germaniſche, Keltiſche, Litauiſche, Slawiſche als das Weſtindogermaniſche; das Indiſche, Iraniſche und Armeniſche aber als das Ariſche oder Oſtindogermaniſche. Die Weſtgruppe hat in dem Zahlwort für 100 (centum) den urſprünglichen Verſchlußlaut bewahrt, die Oſtgruppe hat ihn in einen Ziſchlaut verwandelt (altiraniſch satem = 100). Daher ſpricht man von Centum- und Satemvölkern. Die Indogermaniſierung ganz Europas beſteht nun darin, daß die nordöſtlichen Sprachen ſich über die Mittelmeerſprachen ſtürzen und ſie bis auf Unterſchichten und Reſte auslöſchen. Dieſer Vorgang iſt zunächſt ein ſprachlich-kultureller, alſo völkiſcher, muß ſich aber, ſoweit er durch Völkerwanderungen übertragen wird, auch raſſiſch ausgewirkt haben.

Die Bewegung muß einen Ausgangspunkt gehabt haben. Es iſt nicht nötig, mit der früheren Forſchung ein raſſiſch einheitliches Urvolk anzuſetzen. Aber irgendwelche Stämme, die vielleicht raſſiſch ſchon gemiſcht waren, vielleicht alſo gleich allen Völkern der Geſchichte ein Miſchvolk bildeten, müſſen zuerſt indogermaniſch geſprochen haben. Es iſt jedoch bis heute nicht gelungen, ihre ſogenannte Urheimat einwandfrei zu beſtimmen. Vor Jahrzehnten verlegte man ſie allgemein nach Mittelaſien, und neuerdings hat die Entdeckung des Tochariſchen, einer völlig vom Weſtkern abgeſplitterten Centumſprache Oſtturkeſtans, ſelbſt Eduard Meyer veranlaßt, dieſe Oſtheimat nicht ganz zu verwerfen. Mit der fortſchreitenden Entwicklung der Urgeſchichtsforſchung aber entdeckten Montelius und Koſſinna die Einheit des Nordkreiſes: jetzt wurde die Urheimat der Indogermanen nach Schlesweg-Holſtein, Seeland und Südſchweden verlegt. Der Formenkreis der großen Steingräber galt als indogermaniſche Kultur. Dieſe Anſchauung halten noch heute ſehr namhafte Forſcher feſt, und es läßt ſich nicht leugnen, daß viele Erſcheinungen am leichteſten zu erklären ſind, wenn man den Nordkreis, insbeſondere die weſtlichen Oſtſeegebiete, als Quellraum jedenfalls der Germanen, alſo eines Teils der Indogermanen, anſieht. Rätſelhaft bleibt aber immer der Vorgang der Indogermaniſierung, alſo die Übernahme einer weitverbreiteten Sprache durch nordiſche Stämme der Jungſteinzeit. Der Sprachforſcher O. Schrader hielt daher an Südrußland feſt, während neuerdings Schuchhardt die Anſicht vertrat, die thüringiſchen Schnurkeramiker ſeien die frühſten Indogermanen geweſen und die vorgermaniſchen Megalithkeramiker des Nordens erſt durch ſie zu Indogermanen geworden. Bedenkt man indeſſen, daß die Indogermanen den Lachs kannten, der nur um Nord- und Oſtſee zu Hauſe iſt, daß ihre Urſitze gemäßigtes Klima vorausſetzen, weil ſie Frühling, Sommer, Winter und „ſchneien" übereinſtimmend bezeichnen, daß ſie ferner einen reichen Wortſchatz an Waldbäumen und Vögeln beſitzen, ſo könnte es nahe liegen, das Waldſteppenland im nördlichen und mittleren Europa für ihren Urſprungsraum zu halten. Da aber ſowohl das Alter wie die Herkunft dieſer Wörter unſicher iſt, beſitzen ſie wenig Beweiskraft. Es iſt demnach bis heute noch nicht klar, ob die geſchilderten neolithiſchen Bauernvölker ſelbſt die Wiege des Indogermanentums bilden oder ob dieſes von außen her als ein Fremdes auf ſie eindringt und ob etwa durch dieſe Verſchmelzung die indogermaniſchen Völker entſtehen.

Wir unterſtellen das letzte, wenn wir einſtweilen noch eine Einwanderung vom Nord- oder Nordoſt-Rande der neolithiſchen Kulturkreiſe Mitteleuropas oder ein Hervorſtrömen der Nordiſchen Raſſe vom Oſtſeebecken, alſo von außen her, annehmen. Danach führt die Einheitlichkeit dieſer Pflanzungen, ihr Ineinanderfahren gegen Ende der Steinzeit zur Beharrung, Verbauerung, Seßhaftigkeit und Erſtarrung, kurz zu einem Stillſtand des Daſeins, der Mangel an Kühnheit und Bewegung, zuletzt an Klugheit und Wehrhaftigkeit bedeutet. Die Indogermanen waren daher den kulturell gleichſtehenden ſeßhaften Bauernvölkern vor allem überlegen durch ihr Lebensgefühl, das aus einer ganz andern Lebensweiſe entſprang. Die Überlegenheit der Indogermanen beſtand in ihrer Beweglichkeit. Sie waren vorwiegend reiſige Viehzüchter, kriegeriſche Wanderhirten; und eben der Reichtum ihrer Herden, der von Zeit zu Zeit neue Weiden verlangte, erzog ſie zu wachſamen und wehrhaften Leuten. Erſt in zweiter Linie trieben ſie Ackerbau, wo immer ſie ſich niederließen. Herodot berichtet zum Beiſpiel von den Skythen, daß ſie teils Nomaden, teils Pflüger ſeien. Sie züchteten Haustiere und kannten das Kupfer genau wie die Mitteleuropäer, ganz Europa ſtand damals bereits in der Steinkupferzeit. Aber darüber hinaus waren ſie im Beſitz kriegstechniſcher Errungenſchaften.

Sie beſaßen ein in Mitteleuropa faſt unbekanntes Haustier: das Pferd! Schon die Höhlenkunſt zeigt uns das Wildpferd in köſtlichen Wiedergaben. Zu dieſer weſtlichen Urraſſe muß durch die Indogermanen eine zweite Pferderaſſe aus dem Norden oder Oſten gekommen ſein. Wahrſcheinlich iſt das Pferd überhaupt zuerſt von den Ariern gezähmt und als Spanntier benutzt, um 2000 gelangte es durch die indogermaniſchen Hettiter zuerſt nach Vorderaſien, aber in den Geſetzen Hammurabis (1950 v. Chr.) wird es noch nicht erwähnt, in Ägypten erſcheint es ſogar erſt um 1500. Es iſt klar, daß gerade die Reiterwaffe, ja auch ſchon das Pferd als Zugtier, insbeſondere vor dem im Weſten unbekannten zweirädrigen Kampfwagen, von entſcheidender militäriſcher Bedeutung ſein mußte. Endlich ſcheinen die nordiſchen Eroberer mit indogermaniſcher Sprache auch durch die kupferne Streitaxt überlegen geweſen zu ſein, man hat ſie geradezu „Streitaxtleute“ genannt.

Aber nicht auf einmal, ſondern in mehreren Vorſtößen brachen ſie ſich Bahn. Das geſchichtliche Ergebnis dieſer gewaltigen Überflutung war die allmähliche Umſchmelzung Alteuropas. Alle bis dahin ſeßhaften Stämme gerieten wieder in Fluß: es iſt offenbar die gleiche Bewegung wie das geſchilderte Vordringen der indogermaniſchen Sprachen. Im nordiſchen Kreiſe entſtehen nunmehr die ſpäter als Germanen bezeichneten Völker, im bandkeramiſchen die Urkelten, aus Donau- und Pfahlbauſtrömen (Villanova-Kultur) entſpringen die Italiker, und die Balkanzüge entſprechen der „Doriſchen Wanderung“ nach Griechenland.

Vollendet wird aber die Indogermaniſierung Europas erſt in der Bronze- und Eiſenzeit.

Kultur der Indogermanen

Die Sprachforſchung vermochte die Frage, aus welchem Raum die Indogermanen hervorſtießen, nicht zu löſen. Sie ſtellte nur feſt, wo ſie nicht gewohnt haben konnten, und ſchloß daraus (im Gegenſatz zu der mehr dem Norden zuneigenden Archäologie), daß ein Flachlandſtreifen zwiſchen Rhein und Hindukuſch als Urheimat in Frage komme. Einwandfrei vermochte ſie dagegen ihre Kultur zu beſtimmen. Es erſcheint unbedenklich, aus dem Vorkommen gleicher Wörter bei den meiſten älteren indogermaniſchen Teilſprachen auf das Vorhandenſein der bezeichneten Dinge zu ſchließen. Danach ergibt ſich etwa folgendes Kulturbild.

Die Indogermanen waren in erſter Linie Viehzüchter, ihr Wertbegriff war das Vieh (pecus = Herde, ſpäter pecunia = Geld). Bezeichnend iſt, daß noch Ulfilas das griechiſche ἀργύριον (Silber) mit faíhu (Vieh) überſetzt. Die Wortſtämme für Ochſe kommen im Gotiſchen und Altindiſchen, für Stier im Gotiſchen und Iraniſchen, für Kuh im Lateiniſchen, Griechiſchen und Altindiſchen, für Schaf im Althochdeutſchen (ou), Lateiniſchen (ovis), Griechiſchen (ὄϊς) und Altindiſchen (ávi) vor. In gleicher Weiſe laſſen ſich Geiß, Bock, Sau, Schwein, Eber, Ferkel, Pferd, Fohlen, Hund bereits im „Indogermaniſchen“ belegen, d. h. in mehreren oder faſt allen Teilſprachen.

Von den Haustieren waren die wichtigſten Pferd und Rind. Sie ſchmücken denn auch die Sagen aller indogermaniſchen Völker. Uralt iſt die Vorſtellung der Sonnenroſſe (wie auch die bronzezeitlichen Sonnenwagen bezeugen). Überhaupt war der Hengſt das Tier der herrſchenden Schicht. Der griechiſche Sonnengott Helios beſaß eine heilige Rinderherde, Zeus verwandelt ſich in einen Stier, um Europa zu rauben, die Hekatombe war der ſtehende Ausdruck für einhundert Opferrinder, auch den Wagen der germaniſchen Fruchtbarkeitsgöttin Nerthus zogen heilige Kühe.

Alle Nordvölker werden von den Griechen ferner als γαλακτοτροφοῦντες, als „Milchtrinker“ bezeichnet. Nach Caeſar nährten ſie ſich „hauptſächlich von Milch und Vieh“, ihre Speiſe ſei „größtenteils Milch, Käſe und Fleiſch“. Die Kleidung beſtand aus Fellen, beſonders Schafpelzen, der gotiſchen und noch heute landruſſiſchen Nationaltracht. Ausdrücke wie Wolle, weben, Weberin, Spinne, Leibrock waren bekannt. Der Wagen iſt in faſt allen Beſtandteilen ſprachlich überliefert: Rad, Achſe, Nabe, Joch, auch als Ganzes (altind. rátha = Wagen). Einblick in das Denken dieſer kriegeriſchen Wanderhirten gewähren die indiſchen Geſänge des Rigweda, wo der Ausdruck gávishti eigentlich „Streben nach Kühen“, dann aber „Kampf“ bedeutet. Noch Tacitus bezeugt, die Herden ſeien der Germanen „einziger und liebſter Beſitz“.

Die vergleichende Sprachwiſſenſchaft hat ſodann feſtgeſtellt, daß die Arier ausſchließlich Viehzucht, die Weſtindogermanen dagegen auch teilweiſe Ackerbau trieben. Dies ſtimmt mit dem urgeſchichtlichen Hinweis überein, wonach der europäiſche Ackerbau nicht jünger als die Viehzucht iſt. Der im Torfmoor von Georgsfeld bei Aurich gefundene Hakenpflug ſtammt aus der Zeit von

3500—3000 v. Chr. Er iſt ganz von Eichenholz, auch die Pflugſchar, und entſpricht dem auf einer Felszeichnung von Bohuslän. Der Ackerbau kam aufeinmal als geſchloſſene Einheit, vorwiegend mit dem Anbau von Gerſte, Weizen und Hirſe nach Deutſchland. Gleichwohl behielten gewiſſe Landſchaften ihre Beſonderheit: das Alpenvorland Bohne, Lein und Mohn, das Gebiet um Laibach Pfahlbau und Waſſernuß (anſtatt des Getreides), die Kuriſche Nehrung den Robbenfang und die Pfahlbaukultur überhaupt das Apfeldörren. Zwei aus dem Holzapfel (natürlich noch nicht durch Pfropfen) gezüchtete Apfelſorten kommen vor, vereinzelt auch Birnen. Der Apfel ſpielt in der indogermaniſchen Sage eine große Rolle: die goldenen Äpfel Iduns verleihen den Aſen ewige Jugend, und Herakles gewinnt die goldenen Äpfel der Heſperiden.

Im übrigen fehlen noch Obſt- und Gemüſebau ſowie Baumzucht, der Ackerbau iſt teils Hackbau (Frauenarbeit) und teils pflugbetriebene wilde Feldgraswirtſchaft (Mannesarbeit).

Auf dem Gebiete der Siedelung beſtanden erſt die Keime heutiger Seßhaftigkeit und der aus ihr entſprungenen jüngeren Denkweiſe. Heimatgefühl war urſprünglich unbekannt, wo der feſte Landbegriff fehlte, wo nach Thukydides und Strabo der Mangel befeſtigter Plätze noch dauernde Wanderungen begünſtigte und der Nomadentrieb alles beherrſchte. Noch in den Titeln der geſchichtlichen Könige ſpuken ja Völker ſtatt der ſpäteren Länder: König der Perſer (in Keilinſchriften), Herrſcher aller Reußen, reges Francorum.

Allerdings war das reine Wanderhirtentum, die Stufe des Zeltens, längſt überwunden. Bezeichnend iſt daher die Gleichung πόλις = ind. púr = lit. pilis = lett. pils für Umfriedung, Pfahl- oder Schanzwerk. Im Umkreis ſolcher Burgen lagen die Sippendörfer. Die deutſchen Ortsnamen auf -ingen (Hechingen) bewahren noch heute die Bedeutung der alten Sippe für die Siedelung. Unſer „Dorf“ enthält dagegen den Begriff „Acker“ (got. þaúrp thorp, ruſſ. derévnja, lit. dirwò). Von der Sippe wird das „Pflugland“ gemeinſam gereutet, beſtellt, abgeerntet und ſein Ertrag verteilt. Unſer „Heim“ (griech. κώμη = Dorf) bezeichnet dagegen wohl anfangs den Ruheplatz nach langem Wandern.

Die Wohnung der Indogermanen war alſo, ſobald ſie Mitteleuropa überwältigten, kein Zelt mehr, ſondern bereits die mit Tür, Pfoſten und Dach verſehene Hütte. Je nach der Landſchaft entwickelte ſich dann unter Einfluß der ſeßhaften Jungſteinzeitbewölkerung die oberirdiſche Strohdachhütte neben dem freilich auch mit Oberbau verſehenen Wohngrubenhaus und dem Pfahlbau, ſoweit dieſe Formen nicht etwa von den Erobern übernommen wurden. Die Hausurnen zeigen Speicherform, wohl eine Tür, aber ſtatt der Fenſter die dreieckige Dachluke, und das berühmte römiſche atrium hängt mit ater = ſchwarz zuſammen und verrät noch die urſprüngliche Rauchkate Niederſachſens. Ebenſo iſt das griechiſche Wort für „Mauer“, τεῖχος, verwandt unſerem „Teig“, got. dígan „aus Ton bilden“, ſowie ind. dih „beſtreichen, verkitten“.

Auch aus dem Leben der Indogermanen vermittelt die vergleichende Sprachwiſſenſchaft wichtige Belege. Den Einwandernden waren allgemein Trunkſucht und Rauſchtrank eigentümlich. Zwar lieben in geſchichtlicher Zeit die Arier den Abſud der heiligen Somapflanze, die Griechen und Römer den Wein, die Germanen das Bier; Preußen, Iranier und Skythen daneben auch Stutenmilch. Aber Urtrank iſt nach Pytheas an der Oſtſee der Met (altſlaw. medu = Honig, Wein; lit. medus = Honig; altind. madhú = Süßtrank; griech. μέϑυ = Wein), nämlich Bier aus Getreide und Honig; daneben gab es in Germanien auch echtes Gerſtenbier. In der älteren Heimat war alſo die Honigbiene heimiſch. Nach ihrem alten Verbreitungsgebiet deutet dies auf das heutige „Honigland" der Baſchkiren, die Steppe weſtlich des Ural.

Am entſchiedenſten zeigt ſich jedoch das Weſen des Indogermaniſchen in der Familie. Was für Verhältniſſe auf dem Boden der großenteils bereits bäuerlichen vier Kulturkreiſe der Jungſteinzeit vor dem Eintritt des Eroberervolkes beſtanden, iſt zweifelhaft. Jedenfalls ſcheint das ſonſtige vorindogermaniſche Alteuropa noch bis in geſchichtliche Zeit hinein unter Mutterrecht geſtanden zu haben. Überliefert iſt dies zum Beiſpiel von den Lykiern, von der Inſel Kos, von den Lokrern, den Etruskern, den Pikten, den Kantabrern, den Balearenbewohnern. Das bedeutete ſehr hohe Wertſchätzung des Weibes, Fehlen des Vaterbegriffs, manchmal Frauenherrſchaft und -königtum, daneben Vielmännerei, ſittliche Laſchheit, zuweilen ein auf die Dauer naturwidriges Amazonentum. Dem ſteht ſchroff das indogermaniſche Vaterrecht gegenüber. Natürlich ergeben ſich bei einſeitiger Entwicklung auch hier ſchwerwiegende Nachteile: Vielweiberei, Zügelloſigkeit des Mannes, Knechtung der Frau. Die Verwandtſchaftswörter der ſogenannten Vaterfamilie ſind den Indogermanen von Anfang an ziemlich vollſtändig bekannt: Vater, Mutter, Sohn, Tochter, Bruder, Schweſter, Vetter (Vatersbruder), Neffe (urſprünglich Mannesenkel), Schwäher (Schwiegervater), Schnur (Frau des Sohns).

Einen Übergangszuſtand bezeugt auch das Nebeneinander von Raub- und Kaufehe. Die erſtere iſt beſonders in Oſteuropa bezeugt, was anſcheinend wiederum auf ein dortiges Urſprungsland deutet. Die Kaufehe iſt durch ſehr viele Zeugniſſe belegt. Homer nennt heiratsfähige Mädchen noch „Rinderwerberinnen", altruſſ. kunka für „Jungfrau" iſt aus kuna, Marder, entſtanden: man zahlte noch in frühgeſchichtlicher Zeit in ganz Rußland mit Marderfellen. Für die indogermaniſchen Verhältniſſe ſteht alſo feſt, daß die Frau als Geſchöpf zweiten Ranges galt. Von hier aus hat ſie ſich aber bei den Germanen ſpäter zur Ebenbürtigkeit und zu einem Anſehen wie bei kaum einem andern Volke entwickelt.

Werbung und Heimholung der Braut (Brautlauf) waren ehemals mit mancherlei höchſt vielſagendem Brauch verknüpft: der Handergreifung zum Zeichen der männlichen Gewaltübernahme, des Tragens der Frau über die neue Schwelle auf ein Fell in einer Zeit, wo Bank und Stuhl noch fehlten. Brautverhüllung entſpringt wohl der Raubehe, in Rußland auch „Diebesehe" genannt. Vielfach wird die Braut in das Gemach des Mannes hineingeprügelt, Klageweiber bejammern ihr Los. Im alten Rom flüchtete ſie ſich auf den Schoß der Mutter, von dem ſie der Jüngling losreißen mußte. Auch das erinnert an ehemaligen Raub. Viele andere Sitten deuteten auf die erſehnte Fruchtbarkeit der Frau, die Hochſchätzung der Jungfrauſchaft. Vielleicht ſind dagegen die ſogenannten Probenächte vorindogermaniſch. Vielfach ſpielen Feuer und Waſſer eine wichtige Rolle wie bei den gleichfalls indogermaniſchen Sonnwendfeiern, an denen durch Regen- und Fruchtbarkeitszauber die Natur günſtig beeinflußt werden ſollte. Zum Sippenleben gehört endlich die Blutrache, die Grundlage allen Rechts, eine uralte religiös-ſittliche Pflicht. Sie iſt noch heute verbreitet in Korſika, Sardinien, Albanien, bei den Südſlawen und in Afghaniſtan. Bezeugt iſt ſie außerdem für Germanen, Griechen, Kelten, Slawen, Römer, Iranier und Inder. Erſt ſpäter trat Wergeld häufig an ihre Stelle. Jedoch hatte Tötung des Buhlen der Frau und des Diebes keine Blutrache zur Folge.

Im ganzen hat man alſo die indogermaniſch redenden Völker für einen kriegeriſchen und vollblütigen Menſchenſchlag von hoher Begabung, ſtarker ſittlicher Kraft und unverbrauchter Körperlichkeit zu halten. Ihre Einwanderung nach Mitteleuropa beendet eine längere Zeit des Stillſtands und bringt neues Leben in die überalterten Kulturen, die, wie wir ſahen, zwar überwiegend bäuerlich, jedoch in vielen Gegenden noch mit Jägern und Fiſchern untermiſcht waren. Man hat den Eindruck, als wucherten und ſiechten dieſe Steinzeitpflanzungen ſo hin. Fortſchritt, Leben und Bewegung ſind nicht mehr zu beobachten. Die Indogermanen tragen nun in dieſe Stickluft den friſchen Sturm ihres Willens, ihrer Jugend und ihrer zahlreichen Kulturgüter, die im ſteinzeitlichen Deutſchland wohl vereinzelt und teilweiſe, aber nicht allgemein verbreitet geweſen ſind. Eine höhere Geiſtigkeit und ein weiterer Geſichtskreis zog mit den Indogermanen in unſern Erdteil. Heute wird dieſer junge Völkerkreis meiſtens als Nordiſche Raſſe und nur ihre Sprache als indogermaniſch bezeichnet.

Der Verfaſſer der verbreitetſten Raſſenkunde, Hans F. K. Günther, ſieht in ihr etwas einſeitig die eigentlich ſchöpferiſche und ſowohl ſittlich wie geiſtig überlegene Raſſe Europas. Auch ihr Körperbild ſcheint edler als das aller andern Menſchenraſſen. Ihre Kennzeichen ſind auf die Formel zu bringen: hoch und ſchlank — blond und blau — langköpfig und ſchmalgeſichtig — hellhäutig und ſchmallippig. Eigentümlich iſt jedenfalls, daß ſich eine überwältigende Zahl von führenden Männern der europäiſchen Geſchichte auf nordiſches Blut oder zumindeſt nordraſſiſchen Einſchlag zurückführen läßt.

Norden und Süden im Beginn der Metallzeit

Die neue Urgeſchichtsforſchung hat das Verhältnis unſers deutſchen Lebensraums zu Geſamteuropa in ein völlig neues Licht gerückt. Wir wiſſen heute, daß bereits der Neandertaler die eisfreien Breiten zwiſchen Rhein und Mittelelbe bewohnte. Wir ſahen ſchon im Paläolithikum und beſonders in der Nacheiszeit zahlreiche Wanderungen aus Südweſten und Oſten hervorbrechen. Im Jungpaläolithikum wiederholten ſich ſolche ſüdweſtlichen Wellen, vor allem aber rauſchte am Ausgang der Jungſteinzeit wahrſcheinlich von Norden her die große indogermaniſche Woge. Auch der Südoſten wirkte bereits damals durch die Einfuhr des Pflugbaus aus Vorderaſien über den Donaukreis auf den deutſchen Boden.

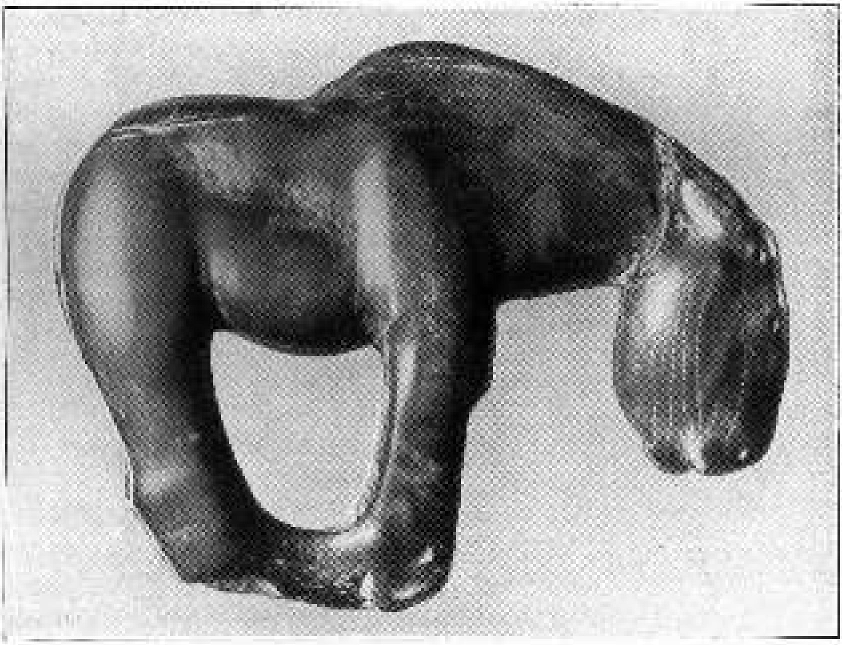
Als größte vorgeſchichtliche Wirkung aller vereinigten urdeutſchen Kreiſe muß indeſſen jener Strom gelten, der ſich gegen Ende der Stein- und noch zur Bronzezeit über den ganzen Balkan, Südrußland und Kleinaſien hin ergoß, und der ſich in Griechenland als Doriſche Wanderung bemerkbar machte. Vorſpiele dazu ſind die Eroberung des Nordens durch die Schnurkeramik und das indogermaniſche Einzelgrab ſowie die Einnahme des Donaukreiſes durch den Röſſener Stil und das Vorhallenhaus. Dann aber dringen Schnur- und Megalithkeramik, Röſſener Stil und Band gemeinſam gegen den Südoſten vor. Und dem ſchließt ſich das rechteckige nordiſche Pfoſtenhaus mit Vorhalle und ſteilem Dach an, um in Griechenland das Vorhallenhaus auf den Herrenburgen von Troja, Tiryns und Mykenai hervorzurufen; es iſt das Megaron Homers. Dieſe Werke ſind über vorindogermaniſchen pelasgiſchen Rundbauten aufgeführt. Tafeln aus Bogazköi haben erwieſen, daß gegen 1200 v. Chr. in Geſamthellas der achäiſche Großkönig Atariſias (Atreus) eine nordiſche „Weltmacht" beherrſchte, die Kleinaſien und Kypern bedrohte. Allerdings ſind die Herrſchaften von Ithaka und Pylos, Mykenai und Sparta mit ihrer bemalten Keramik nicht gerade als indogermaniſch zu bezeichnen. Raſſiſch fällt aber vielleicht ins Gewicht, daß Menelaos als „blond" bezeichnet wird, und die gefundenen Schädel ſind Langköpfe.

Etwa gleichzeitig iſt Italien vom indogermaniſchen Strome betroffen. Über Epirus wanderte die ſteinzeitliche bemalte Keramik nach Apulien; im Norden der Halbinſel wurde wohl durch die Illyrer das Band vom Donaukreis herübergetragen. Nur Etrurien blieb unberührt. Eine dritte Welle brachte die Pfahlbaukultur über die Oſtalpen. Dieſe oſtalpinen Pfahlbauer gelten als die indogermaniſchen Italiker. Man findet italiſche Schultereimer bei Mantua nach dem Vorbilde des bekannten Eimers aus dem Sylter Denghoog. Die Vorliebe des Goethevolkes für Griechenland ſcheint uralte, geiſtige, raſſiſche Verwandtſchaft. „Griechenland" (Goethes „Griechheit") bedeutet letzten Endes Vermählung nordiſchen Geiſtes mit mittelmeeriſcher Form.

Zum erſten Mittelpunkt dieſer ägäiſchen Kultur, die dann ein Jahrtauſend lang wenigſtens auf den Südoſten Europas zurückwirkte, war ſeit etwa 2000 Kreta geworden (Kamares-Stil) — der Brennpunkt zwiſchen dem mittelmeeriſchen Weſt-Oſt-Weg, zwiſchen Ägypten und dem Balkan. Den erſten Vorpoſten in die Mitte des Indogermanengebiets aber entſandte der Südoſten mit den kurz vor 1000 aus Kleinaſien nach Mittelitalien eingewanderten Etruskern. Ihr Einfluß auf die ſpätere Hallſtatt- und La-Tène-Zeit iſt unverkennbar.

Man darf nun hierbei nicht überſehen, daß ſich damals Vorderaſien bereits ſeit Jahrhunderten in mächtigem Vorſprung gegenüber Alteuropa befand.

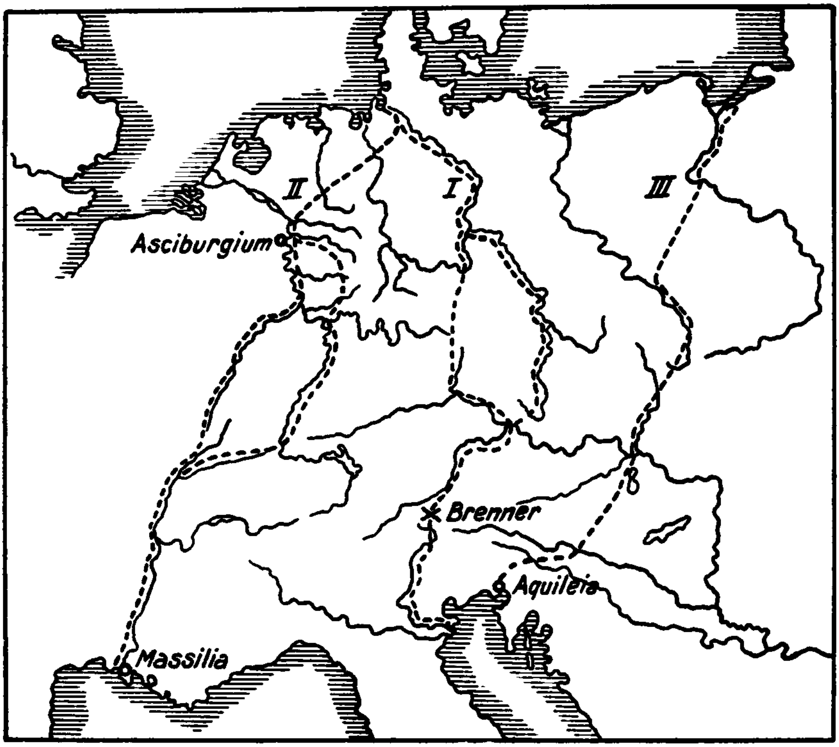
Wüſte, Steppe, Überſchwemmung und Bevölkerungsüberſchuß hatten zur verdichteten Ausnutzung der Oaſen und Strombetten gezwungen. Hunger trieb zur Urbarmachung der Randflächen, Vergrößerung der Ackerflur, Bewäſſerung, Anlage von Schöpfwerken, Kanälen, Dämmen, Gartenanlagen, künſtlichen Seen und Städten. Dies wieder reizte zur Berechnung der Tiden, zur Erfindung des Kalenders, zur Beobachtung der Geſtirne, führte zu Anfängen der Wiſſenſchaft. Aber erſt im letzten Jahrtauſend verbreiteten ſich die Urzellen der ſtädtiſchen Kultur auf die Apenninenhalbinſel und erſt mit den Römern der Kaiſerzeit an den germaniſchen Rhein.



Bernſteinplaſtik aus Woldenberg (Neumark).

Demgegenüber erſcheint das damalige Mitteleuropa noch völlig im Banne der Naturwirtſchaft. Die Bronzezeit (2000–800 v. Chr.) ſetzt ſich erſt ganz allmählich durch. Ihre Vorſtufe bildet die Kupfer-, die Metall-Steinzeit. Kupfer heißt nach der Inſel Kypros (Cypern), es fand ſich jedoch auch in Spanien und Öſterreich-Ungarn. Von den Pyrenäen bringen ſchon vor 2000 die Glockenbecherleute den Kupferdolchſtab, aus Ungarn kommen die erſten, auch die troiſchen und deutſchen Kupferbeile. Bronze tritt um 2600 v. Chr. in Ägypten, um 2300 in Deutſchland auf. Doch die härtere Bronze entſtand erſt allmählich durch Zuſatz von 10 v. H. Zinn, und bald wurde Britannien zum Hauptzinnlande. Gleichzeitig mit dem Kupfer verbreitete ſich das Gold; Silber war dagegen in Deutſchland noch unbekannt.

Neben den alten Steinwaffen und dem neuen Metall ſtanden als wichtige Handelswerte Bernſtein, Salz und nordiſche Pelze. Bernſtein iſt verſteinertes Baumharz aus dem Tertiär. Das älteſte Bernſteingebiet war Weſtjütland und die nordfrieſiſche Küſte. Der Nord-Oſtſee-Bernſtein enthält 3—8 v. H. Bernſteinſäure, der mittelmeeriſche noch nicht einmal ½ v. H. Nordiſches Gut iſt daher leicht zu erkennen. In der Steinzeit entwickelte ſich jedoch noch kein Ausfuhrhandel. Die Bronzezeit aber treibt den Bernſtein förmlich in Wellenringen zuerſt nach Niederſachſen und Oſtelbien. Die nordiſche Südoſtwanderung bringt ihn nach Polen und Galizien. Er dringt dann in den Pfahlbaukreis und das nordiſche Oberitalien. Weiterhin erobert er Britannien und Irland, und zuletzt findet man Nordſee-Bernſtein in den Schachtgräbern von Mykenai. Tauſchmittel war vielfach Goldſchmuck, wie die Halbmond-Anhänger in nordhannoverſchen und weſtjütiſchen Gräbern, in Hallſtatt das Salz, in Südfrankreich der Wein.



Die Bernſteinwege. (Nach R. Hermitz.)

Elektron nannten die Griechen das köſtlich goldartige Baumharz; Herodot ſagt, es komme vom Eridanus. Das Altertum wußte, daß der „mächtige“ Strom „am andern Ende der Welt“ floß. Dieſer Bernſteinſtrom iſt die Elbe. Diodor kennt außerdem die Inſel Abalus (das keltiſche Avalun), eine Tagesfahrt vor der Mündung — unſer Helgoland, wo Bernſtein reichlich angeſchwemmt werde. Dieſe Inſel war noch zur Zeit des Bremer Geſchichtsſchreibers Adam (1075) zwölfmal ſo groß wie heute; Steinzeitgräber laſſen vermuten, daß ſie ehemals noch weit umfangreicher geweſen. Später zogen ſich dagegen ſowohl der Bernſteinhandel wie die Völkerwanderungen ſtark nach der Weichſel hinüber.

Montelius hat nun die uralten Handelswege durch Deutſchland wiederentdeckt. Die älteſte Straße führte von der Elbmündung bis zur Saale, wo ſie ſich bis zum Inn in einen Saale- und einen Mittelelbe-Moldau-Weg gabelte. Dann ſtrömten beide zuſammen und führten über den Brenner an die Adria. Eine zweite Straße entwickelte ſich nach der Gründung von Maſſilia (Marſeille) im 7. Jahrhundert von der Niederelbe quer durch Weſtfalen nach Asciburgium an der Ruhrmündung. Dort gabelte ſich auch dieſer Weg in zwei Äſte und lief nach ihrer Wiedervereinigung an der Saone ſüdwärts durchs Rhonetal. Erſt etwa um 400 v. Chr. entſtand die dritte Bernſteinſtraße von der Weichſelmündung an die obere Oder, March und mittlere Donau am Oſtrande der Alpen hin nach Aquileja — der Bernſteinpfad der Römerzeit.

Die Ausbeutung von Salzquellen und der Beſitz ſalzlagerreicher Gebiete ſpielt dagegen erſt in der frühen Eiſenzeit eine größere Rolle, und der Höhepunkt des nordiſchen Pelzhandels fällt ſogar erſt in das frühgeſchichtliche Jahrtauſend nach der Zeitwende.

Kulturen der Bronzezeit

Wenn um die Mitte des 3. Jahrtauſends das Kupfer als Werkſtoff allgemein bekannt war, ſo geht daraus hervor, daß der Norden ſelbſtändig zu ſeiner Metallkultur aufſtieg. Wirkten einerſeits die zum Städtebau fortgeſchrittenen Reiche im öſtlichen Mittelmeer nach Mitteleuropa hinüber, ſo brachten andrerſeits die nordiſchen Völker gerade in dieſe Gegenden eine eigenwillige Geſittung mit. Das Griechentum insbeſondere erſcheint uns heute als glückliche Verſchmelzung des Indogermanentums mit der Mittelmeerkultur. Homer ſo gut wie Äſchylos, Phidias ſo gut wie der Zeus von Olympia, Achill und Agamemnon, Sokrates und Alexander ſind im Grunde nordiſchen Geiſtes.

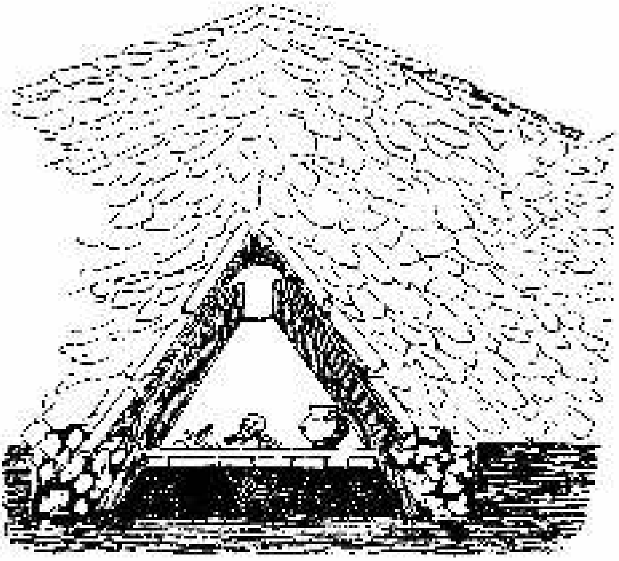
Demgegenüber bietet Mitteleuropa und insbeſondere Deutſchland ein ganz anderes Bild. Zwar iſt die bäuerliche Erſtarrung der Jüngeren Steinzeitkreiſe gewichen, und neues Leben iſt überall eingezogen, aber Wirtſchaft und Hausbau bewegen ſich doch noch auf dörflicher Grundlage, und von Staatlichkeit ſind nur erſt Anfänge zu bemerken. Immerhin wird eine ſtändiſche Schichtung deutlich, und wir blicken teilweiſe in wundervolle bäuerliche Kulturen von uralter Überlieferung, ausgeprägter Sitte und ſogar hoher künſtleriſcher Fähigkeit.

Die eigenartigſten Pflanzungen der „deutſchen“ Bronzezeit ſind der Aunjetiker und der Lauſitzer Kreis, vor allem aber der reich und feſt in ſich geſchloſſene nordiſche. Weſt- und Süddeutſchland zeitigen den Stil der kerbſchnittverzierten Tongefäße, treten aber im ganzen noch zurück, da die dort ſpäter ſiedelnden Kelten erſt aus eigentümlichen Volkstumsmiſchungen der Jüngeren Bronzezeit hervorgehen. Die Überlagerung jener vier jungſteinzeitlichen Kreiſe durch neue indogermaniſche Herren hat alſo die Bildung der geſchichtlichen Urvölker und der ihnen eigentümlichen Art und Sitte hervorgerufen.

Nicht ganz einig iſt die Forſchung bis heute über Beginn und Ende der Bronzezeit. Montelius rechnet ſie von 1800—750, Koſſinna von 2300—750, Schuchhardt von 2100—800.

Geſittung von Aunjetitz

Einen großen Teil Mitteldeutſchlands, faſt ganz Böhmen, Mähren, Schleſien und Niederöſterreich, erfüllt in der Zeit von etwa 2000—1600 die nach dem nordböhmiſchen Aunjetitz (bei Smichow) genannte Kultur. Es iſt eine auffallend ſchöne Bronzekunſt, die dort, angeregt vielleicht noch durch die Glockenbechermenſchen, ſich auf dem ſonnigen und fruchtbaren Boden jungſteinzeitlicher Bauernwirtſchaft erhob. Auch wichtige Handelswege durchquerten das erz- und ſalzreiche Gebiet, ſo daß es für eine völkiſche Blüte wohl vorbeſtimmt ſchien.



Leubinger Grab.

Die Beſtattungsform iſt ziemlich einheitlich. Die meiſten Gräber bergen Hocker, mit dem Geſicht nach Oſten, dem Scheitel oft nach Süden, andere zeigen ausgeſtreckte Skelette, die nicht ſelten wohlbekleidet in Holzſärgen beigeſetzt wurden, oft mit reichen Beigaben. Bei Leubingen, Helmsdorf, Kirchheiligen und Nierſtedt in Thüringen hat man Fürſtengräber aufgedeckt: „rechteckige Hütten in ſtarkem Holzbau", der Hügel iſt dann darüber getürmt. Dieſe ſtolzen Gräber bilden Kuppelbauten aus Steinen, die zum Beiſpiel beim Leubinger Totenhaus meilenweit aus dem Kyffhäuſer und von der Hainleite hergeholt waren. Dachziegelartig bildeten ſie einen Panzer zum Schutz gegen Näſſe und Raubzeug. Der ganze Hügel hatte einen Durchmeſſer von 34 m, eine Höhe von 8,5 m. Unter dem Steingewölbe und dem Erdhügel ſtand der dachförmige Holzbau des Hauptgrabes. Später war der Hügel für viele Nachbeſtattungen benutzt worden. Der Fußboden war gepflaſtert und holzgedielt: Beobachtungen, die für die Erforſchung des damaligen Hausbaus bedeutſam ſind. Auf den Dielen lag das Skelett eines alten gichtiſchen Mannes mit ſchlechten Zähnen und quer auf ſeinem Schoß ein etwa zehnjähriges Mädchen. Als Beigaben fand man unter anderem fünf ſchwergoldene Kleinode und eine kleine Spirale.

Die Töpferei der Aunjetitzer iſt blankpoliert, vielfach beutelförmig, oft grauſchwarz, beſonders eigentümlich iſt der bootförmige Henkelnapf, die kielbodige Vaſe. Auch in Röſſen liebte man die Bootform. Dieſe Keramik findet Freude an der Geſamtform, während die Verzierung zurücktritt. Iſt ſie aber vorhanden, ſo erinnert ſie an Schnur und Band. Andere Leitformen ſind ſchlauchförmige Kannen und Töpfe, ferner der ganz kleine dreieckige Dolch, die Säbelnadel („Kopföſennadel") und Goldſpiralen.

Der Schädel des Aunjetitzers iſt, ſoweit wir bis jetzt ſehen, nicht ſo lang und ſchmal wie der thüringiſche, aber höher als die Megalithköpfe, nah verwandt den Röſſenern. Es ſind alſo jedenfalls nordiſche Menſchen, die hier hauſten, vielleicht Illyrier.

Die Illyrier

Die Geſittung von Aunjetitz wurde um 1400 durch die Lauſitzer Kultur abgelöſt. Dieſe hat noch Hallſtatt überdauert und iſt erſt nach Beginn der La-Tène-Zeit um 400 allmählich verſchwunden.

Ihr Gebiet lag nördlich der mittleren Donau, noch in Oſtdeutſchland finden ſich illyriſche Ortsnamen. Denn den Illyrern, einer Sondergruppe der Indogermanen, ſchreibt man gewöhnlich die Lauſitzer Kultur zu. Polniſche Forſcher verſuchen aus politiſchen Gründen zwar, ſie für urſlawiſch oder urpolniſch zu erklären, jedoch ohne wiſſenſchaftliche Unterlagen. In geſchichtlicher Zeit rechnen zu den Illyriern die nordweſtlichen Griechen, die öſtlichen Unteritaliker (Meſſapier), die Veneter, die Bewohner der Oſtalpen, Ungarns und des nordweſtlichen Balkans. Schuchhardt hält allerdings die Sueben (Semnonen) für die eigentlichen Träger dieſer reichen oſtdeutſchen Geſittung, die aber bis Ungarn hinabreicht. Tacitus ſchildert die Sueben als germaniſches Kernvolk. Die Herkunft der Lauſitzer Kultur iſt alſo noch nicht einwandfrei geklärt.

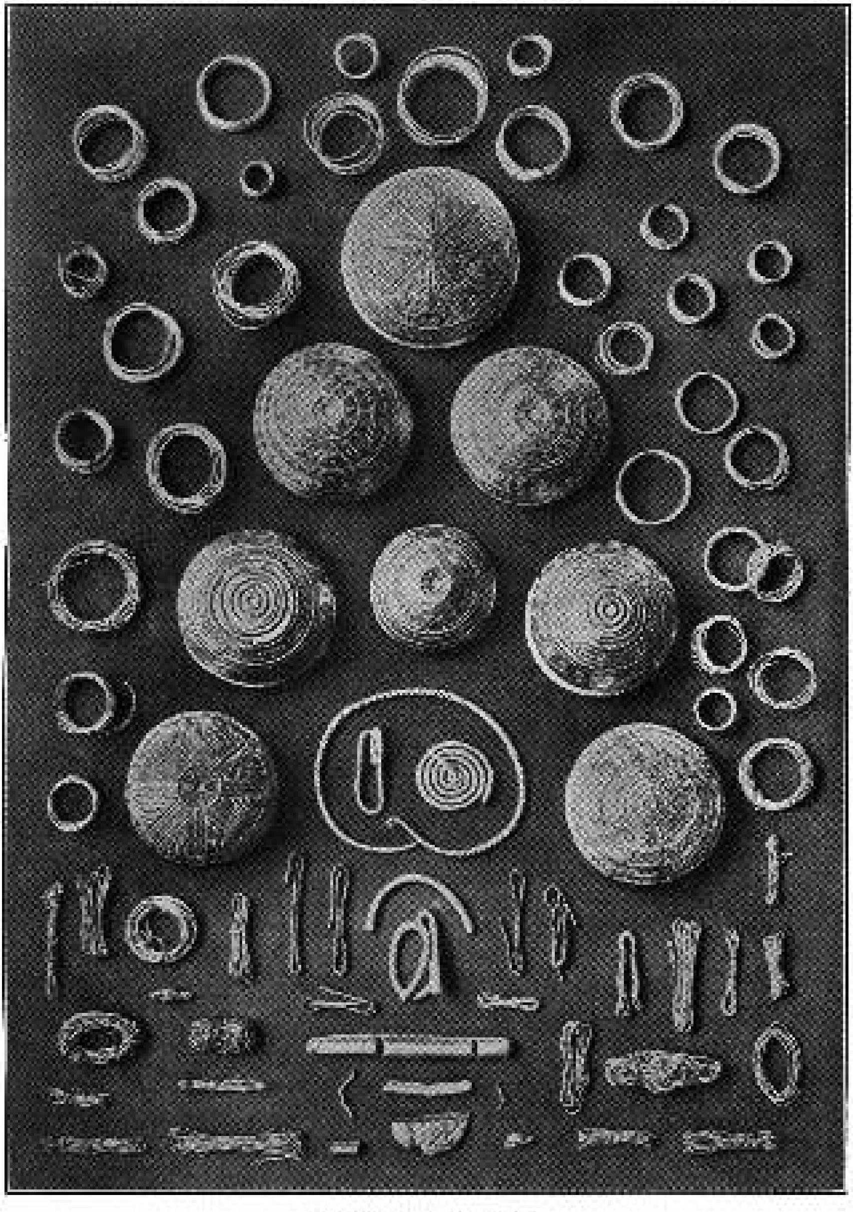
Die Illyrier ſind urſprünglich ein nordiſches Volk, das von dem Kerngebiet nördlich der Donau nach Weſten bis zur Werra vorſtößt und bald unter ſtärkerer Beteiligung der Vorbevölkerung eine ſehr einheitliche Geſittung entfaltet. Um 1500 verlagert ſich ihr Siedelraum unter Räumung Thüringens und Südweſtböhmens nach Oſten bis Polen. Offenbar rücken damals die weſtlichen Kelten nach, ſo daß die Grenze zwiſchen beiden Stämmen jetzt etwa eine Linie von der Saale über Böhmen in der Richtung der oberen Moldau bezeichnet. Im Norden dehnte ſich die Kultur bis zur Weichſel und den hinterpommernſchen Höhen, wo ſie ſich mit dem Nordkreis berührte.

Infolge der damaligen Schwäche des Keltentums hat ſich die illyriſche Bevölkerungszunahme dann um 1000–800 in tiefen Vorſtößen nach Weſten bis Köln, Moſel, Saar, ja in Oſtfrankreich und auch in der Schweiz bemerkbar gemacht, jedoch handelt es ſich hier wohl mehrfach nur um Wanderung von Sitten und Moden. In der Zeit von 800–500 bildet Hallſtatt in Süddeutſchland einen vorwiegend illyriſchen Kulturmittelpunkt. Die Kelten übernehmen von den Illyrern das jüngſte Metall, Namen und Stoff des Eiſens.

Der Vorſtoß nach Weſten war jedoch nur eine vorübergehende Bewegung. Immer weiter geht gegen 500 auch der illyriſche Einfluß in Süddeutſchland zurück, und der keltiſche gewinnt wieder den alten Boden. Von Oſten ſchwärmt das Reitervolk der Skythen bis an die Oder und die Oſtalpen, doch ohne anſäſſig zu werden. Vergebens belagert es die zum Schutz der Märkte errichteten Befeſtigungen und Fliehburgen. Etwa gleichzeitig ſcheint ein germaniſcher Druck vom Nordkreis her gegen die Mark, Warthe und Netze erfolgt zu ſein, und im Weſten erſtarkt mehr und mehr das keltiſche Volkstum.

Kämpfe ſind jedoch nicht nachweisbar, auch geben die Illyrier, wahrſcheinlich vom Zauber der Südkultur berührt, ziemlich raſch mehr Raum frei, als die langſam nachrückenden Germanen und Kelten brauchen. Ein Teil von ihnen iſt wohl auch in den Germanen aufgegangen. So bieten ſie ein Vorſpiel der ſpäteren germaniſchen Völkerwanderung, wenn ſie nun durch die mildere Sonne des Mittelmeers und ſeiner fortgeſchrittenen Geſittung den Südmarſch antreten. Illyriſche Reſte verbleiben jedoch in Pannonien, den Oſtalpen und in Venetien.

Die Lauſitzer Kultur ſtellt neben dem germaniſchen Nordkreis die Hauptblüte des bronzezeitlichen Deutſchland dar. Große Dörfer bezeugen eine dichte Beſiedelung und jahrhundertelangen bäuerlichen Frieden. Schon waren um Ringburgen mit doppeltem Plankenwerk ganze Gaue zuſammengefaßt. Bereits die Aunjetitzer verraten in ſolchen Burgen eine gewiſſe Staatlichkeit, in der man bereits mit Fürſten und jedenfalls einer ſtändiſchen Gliederung in Adel, Bauern und Hörige zu rechnen hat. Dieſe oſtdeutſchen Burgen liegen größtenteils zwiſchen Oder und Elbe in einem Streifen von Böhmen bis nach Mecklenburg hinein. Einige der berühmteſten ſind die Römerſchanze bei Potsdam, Baalshebbel bei



Goldſchmuck von Eberswalde.

Starzeddel, die Schwedenſchanze bei Breslau-Oswitz, die Wälle auf dem Siling (= Zobten) und dem Breiten Berg bei Striegau, im ganzen kennt man gegen 20. Dieſe Veſten waren Gauburgen, Mittelpunkte der Gaugenoſſen, Vorläufer der altſächſiſchen und vergleichbar den altgriechiſchen, um die ſich das umliegende Land zum „Stadtſtaat", zur Polis, verdichtete. Da ſie alle erſt aus der Zeit um 700—500 ſtammen, ſcheinen ſie auch ihrer ganzen Lage nach zugleich Schutzburgen gegen Germanen und Kelten.

Die nordiſche Weſensart dieſes Volkes verraten vor allem auch die Hausbauten. In Buch bei Berlin ſind die Spuren eines ganzen Bronzezeitfleckens zutage gefördert, etwa 60 Morgen bebauter Fläche. Bis auf zwei ſind alle Häuſer Vorhallenbauten, auch die zahlreichen Grundriſſe der Römerſchanze zeigen jenes altnordiſche Megaron, das viereckige Pfoſtenhaus, das, wie wir ſahen, durch den ganzen Balkan nach Griechenland wanderte, hier den doriſchen Tempel hervorrief und die altſpaniſche Rundhütte verdrängte. Dieſe behauptete ſich einzig im antiken Rundtempel und hat ſich auf Kreta zum Hofhaus erweitert — dem Viereckhof mit herumgeſcharten Rundtürmen.

Die illyriſchen Häuſer dagegen ſind echt nordiſch gezimmerte Viereckpfoſtenhäuſer, eingetieft, mit manchmal 2 m hohen Lehmwänden und Satteldach mit Uhlenloch im Giebel.

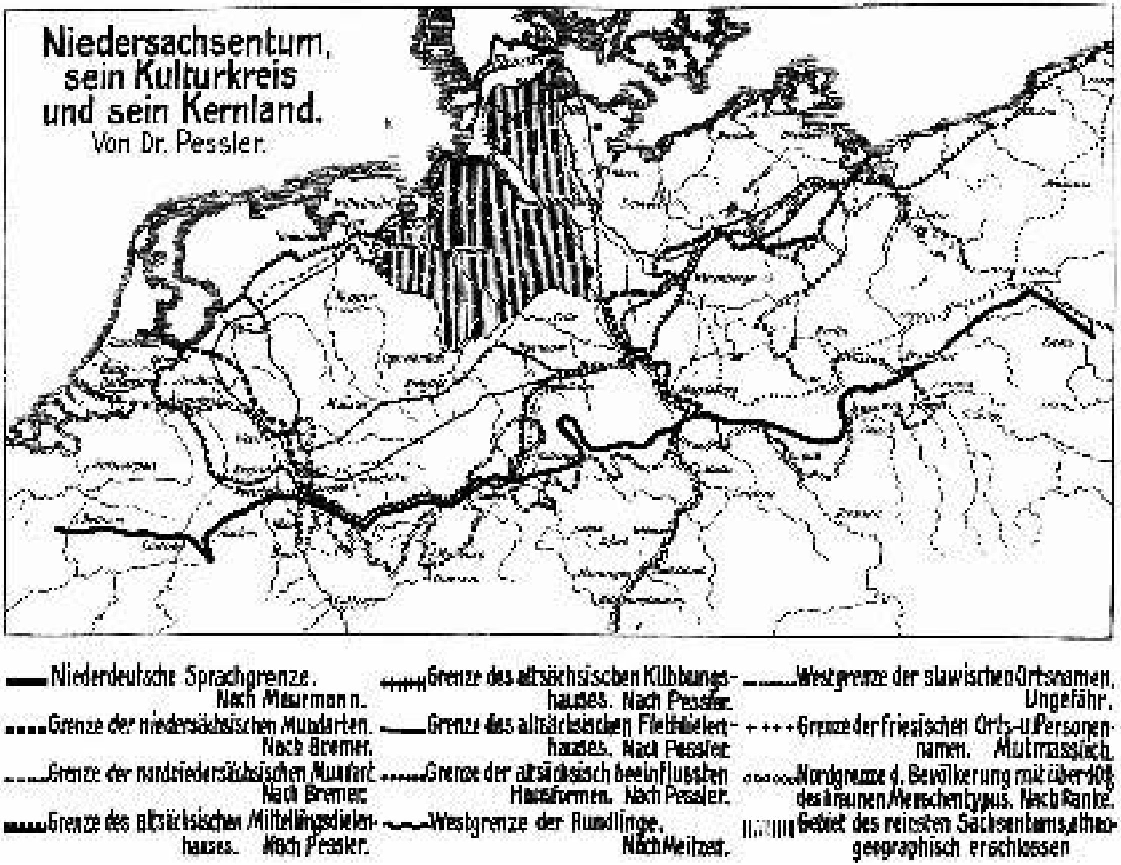
Die Keramik der Lauſitzer Kultur zeigt Anmut, glänzende Glättung, warme, oft gelbrote Farbe. Sie liebt die Gefäßform, den ſchönen Tonleib, die Klarheit der Linie. Sie bildet frauenbruſtähnliche Buckel von einzigartiger Geſtalt. Als Ornamente dienen Spiralen, Strichreihen, Roſetten, Räder, Kreiſe, dann gleichlaufende Rillen, zuletzt Flecht- und Webemuſter. Überall zeigt ſich ein erfinderiſcher Geiſt.

Natürlich hat die illyriſche Kultur auch ſehr feine Bronzen hervorgebracht, die freilich den nordiſchen nachſtehen. Das Großartigſte iſt aber wohl der gewaltige Goldfund vom Meſſingwerk bei Eberswalde, ein Hort von 8 koſtbaren Trinkſchalen, über 60 Drahtſpiralen, Hals- und Armbändern und Rohgold. Die 8 Trinkſchalen ſind wie neu, von papierfeinem Golde mit altnordiſcher Sonnen-, Ring- und Spiralverzierung. Es iſt der Goldſchatz eines Königs, der aus goldenen Gefäßen trank und ſein Haar mit goldenem Bande zuſammenflocht.

Die Germanen

Den Weſten, Süden und einen Teil der Mitte Deutſchlands erfüllen während der Bronzezeit die Kelten, mögen ſie auch vorübergehend von der illyriſchen Machtentfaltung im Oſten betroffen werden. Ihr Wachstum hat vielleicht den Abzug der Illyrier mit hervorgerufen, ihre Blüte fällt jedoch erſt in die Mitte des letzten Jahrtauſends.

Demgegenüber iſt die Erſtarkung des Nordkreiſes eine bereits frühbronzezeitliche Erſcheinung, die im weiteren Verlauf dieſes Abſchnitts zu der für Deutſchland nachhaltigſten und wichtigſten Entwicklung, nämlich zu ſeiner


Niedersachsentum, sein Kulturkreis und sein Kernland.
Von Dr. Pessler.
Niederdeutsche Sprachgrenze. Nach Maurmann.
Grenze der niedersächsischen Mundarten. Nach Bremer.
Grenze der nordniedersächsischen Mundart. Nach Bremer.
Grenze des altsächsischen Mittellängsdielenhauses. Nach Pessler.
Grenze des altsächsischen Kübbungshauses. Nach Pessler.
Grenze des altsächsischen Flettdielenhauses. Nach Pessler.
Grenze der altsächsisch beeinflussten Hausformen. Nach Pessler.
Westgrenze der Rundlinge. Nach Meitzen.
Westgrenze der slawischen Ortsnamen. Ungefähr.
Grenze der friesischen Orts- u. Personennamen. Mutmasslich.
Nordgrenze d. Bevölkerung mit über 40% des braunen Menschentypus. Nach Ranke.
Gebiet des reinsten Sachsentums, ethnogeographisch erschlossen

Germaniſierung führt. Indogermanen waren die ſüd-, weſt- und oſtdeutſchen Steinzeitbauern ſchon durch Kelten und Illyrier geworden, Germanen wurden ſie erſt durch die in der Geſchichte faſt beiſpiellos gründliche Einverleibung in den Nordkreis.

Die Einwanderung oder (wenn wir den Nordkreis als Teil ihrer Urheimat anſehen) die Wanderbewegung der Indogermanen, ihren Zerfall in die Einzelſtämme darf man in die Zeit um 2500—2000 zurückverlegen. Seit dieſem Augenblick iſt es demnach erlaubt, von Urgermanen zu ſprechen. Und indem dieſe ſich über ein Gebiet von der Oder bis zur Weſer, über Jütland, die Oſtſeeinſeln und Skandinavien, dann über den Niederrhein, zuletzt aber, bereits in geſchichtlicher Zeit (350—450 n. Chr.), über England verbreiten, kommt es mehr und mehr zu einer Abſonderung der einzelnen Stämme. Heute finden wir Deutſche, Holländer, Vlamen, Engländer, Dänen, Schweden und Norweger als ſelbſtändige germaniſche Volkskörper, ihre Eigenart in Sitte und Sprache iſt immer weiter fortgeſchritten.

Dem ſteht in der Bronzezeit noch eine feſtere Einheitlichkeit gegenüber. Schon ſprachlich iſt das auffallend. Sind doch ſämtliche germaniſchen Mundarten dem eigentümlichen Vorgang der erſten Lautverſchiebung verfallen. Sie beſteht darin, daß die indogermaniſchen Laute bh, dh, gh zu Geräuſchlauten, die Medien b, g, d zu ſtimmloſen Verſchlußlauten und die alten Tenues p, k, t zu ſtimmloſen Spiranten werden. Die Wortbetonung ſodann, die im Indogermaniſchen noch von Form zu Form wechſelte, wurde im Germaniſchen zur Stammbetonung, was wiederum den Zerfall der Endungen zur Folge hatte, der im Engliſchen am weiteſten, jedoch auch im Deutſchen und Däniſchen ſchon ſtark fortgeſchritten iſt. Danach iſt zu betonen: Wálthari, Chérusker, Wándaler, Níbelungen, Wálhall, Súgambrer. Die Stammbetonung iſt die eigentliche Mutter des kraftvoll-ernſten Stabreims, dem erſt zur Zeit Karls des Großen der weibliche romaniſche Endreim an die Seite trat. Dem Endſilbenzerfall ſteht aber andrerſeits die Bewahrung des indogermaniſchen Ablauts gegenüber, der den harten Tonfall und die Vorherrſchaft der Mitlauter zu einem Vokalſpiel befreit hat, das noch Walther von der Vogelweide zu einem ſeiner klangvollſten Lieder begeiſterte.

Dieſe Vorgänge bezeichnen einerſeits die Auseinanderſetzung der indogermaniſchen Einwanderer mit der uns unbekannten Sprache der Steinzeit-Megalithiker, andrerſeits wohl bereits die ſelbſtändige Entfaltung der germaniſchen Weſensart im Kampf mit dem rauheren, lichtloſen Lande und dem wilden Meer. So war der Sinn der Germanen von Anfang an auf das Harte, Kernhafte, Weſentliche und gleichzeitig Formloſe gerichtet.

Gegenüber ihren Nachbarn, den Illyriern im Südoſten und den durch die Saale von ihnen getrennten Kelten im Südweſten Deutſchlands, bildet der Nordkreis jedoch eine noch viel ausgeprägtere Einheit. Das Heimgebiet der Germanen deckt ſich ganz auffallend mit dem der Hünenbetten, der koſtbarſten europäiſchen Feuerſteinwaffen, der Tiefſtichkeramik, es deckt ſich mit dem Vorkommen der Übergroßen, der blondblauen nordiſchen Raſſe, ganz beſtimmter

Götterſinnbilder, der Siedelung und des Hausbaus. Im Lauf der Zeit iſt dann in den einzelnen Landſchaften eine Vermannigfaltigung eingetreten, die auch im nordiſchen Steinzeitkreiſe wohl ſchon vorgebildet war. Aber viel ſtärker blieb auch jetzt die Übereinſtimmung. Noch heute kann man in Niederſachſen, dem Gebiet reinſten Germanentums auf deutſchem Boden, nachweiſen, wie die niederdeutſche Sprachgrenze (Brüſſel—Aachen—Düſſeldorf—Kaſſel) weithin mit dem altſächſiſchen Mittellängsdielenhaus zuſammenfällt (S. 65). Und in den gleichen Grenzen halten ſich bis heute die Oſtfeuerſitte, das Haus, die Pferdeköpfe und Schwäne am Firſt: derſelbe Raum iſt das Gebiet der älteren Rieſengräber.

Im Verlauf beſonders der Jüngeren Bronzezeit (alſo vor 800) erfährt nun der Nordkreis eine bedeutende Vergrößerung. Im Weſten wird der Niederrhein erreicht, im Oſten die Niederweichſel, in Mitteldeutſchland der Harz und die Mittelelbe. Und je mehr ſich das Siedelgebiet ausbreitet, um ſo mannigfaltiger wird die Sonderentwicklung der germaniſchen Stämme. Hinterpommern zum Beiſpiel erzeugt um dieſe Zeit nicht weniger als 22 eigentümliche Bronzeformen: Pferdegeſchirr, Frauenſchmuck, Waffen und Gerät. Ähnlich iſt es mit den ſeltſamen Steinſetzungen in Schiffsform, wie ſie faſt nur in Gotland und Kurland vorkommen, oder viel ſpäter etwa der hannoverſchen Fibel.

Dieſe Ausdehnung der Germanen über den ganzen deutſchen Raum iſt der für die deutſche Geſchichte entſcheidende Vorgang. Er ragt noch weit über die Zeitwende hinaus und hat für alle ſpäteren Verhältniſſe die Grundlagen geſchaffen. Wir können einen weſtlichen, einen ſüdlichen und einen oſt-ſüdöſtlichen Vormarſch unterſcheiden. In der Jüngeren Stein- und der Älteren Bronzezeit hat man ſich noch Wüſtungen zwiſchen den Kulturkreiſen und Teilvölkern zu denken. Im letzten Jahrtauſend aber, wo eine ſtarke Bevölkerungszunahme zu beobachten iſt, haben ſich dieſe Einheiten näher aneinander-, zuletzt ineinandergeſchoben, ohne daß von einer wirklichen Volksdichte ſchon geſprochen werden dürfte. Die bewohnten Gebiete waren ſehr ungleich beſiedelt und durch Urwald, Moor, Sumpf und Heide ſowie durch unwegſames Gebirge reichlich unterbrochen.

Im Weſten überſchreiten die Germanen um 750—500 in breiter Kampflinie den Niederrhein. Belgien und die Moſel werden genommen, zunächſt aber keltiſiert. Zu dieſen Vortruppen gehörten die Treverer (Trier) und die Nervier (Bavay). Um 60 v. Chr. wird das deutſche Germanengebiet im Oſten etwa vom Bug, im Weſten vom Rhein und Wasgenwald begrenzt, im Süden iſt faſt die Donau erreicht. Mit Mühe nur vermag Caeſar die Kelten Galliens vor dem Germanenſturm des Arioviſt zu ſchirmen. Kampflos räumen die Helvetier die Landſchaft „Schwaben“ vor den von Oſten nachrückenden Sweben. Bedenkt man nun, daß bereits die germaniſchen Gaeſaten um 250 v. Chr. in Italien mit den Kelten gegen Rom kämpften, und daß Marius kurz vor 100 die erſten ernſtlichen Germaneneinfälle abzuwehren hat, ſo wird klar, daß die um 375 mit dem Hunnenſturm einſetzende „Völkerwanderung“ nur die letzte Welle einer bereits in der Bronzezeit anhebenden Überſchwemmung Deutſchlands, zuletzt faſt ganz Europas, durch den germaniſchen Nordkreis darſtellt.

Am ſchwerſten war der Vormarſch im Süden. Denn die Kelten ſaßen mit ihrer Hauptmacht im Herzen und im Süden Deutſchlands. Noch die Kimbern und Teutonen haben anſcheinend ihre Gipfelburgen umgangen. Doch wurde die Unſtrut gewonnen, und um 100 ſtoßen Elbgermanen mitten durch Thüringen vor. Als dann gegen Ende der La-Tène-Zeit (in den Tagen Caeſars) die letzten Keltenvölker nach Weſten abrückten, folgten die Hermunduren (Duringer, Thüringer), Chatten (Heſſen) und Sweben (Schwaben).

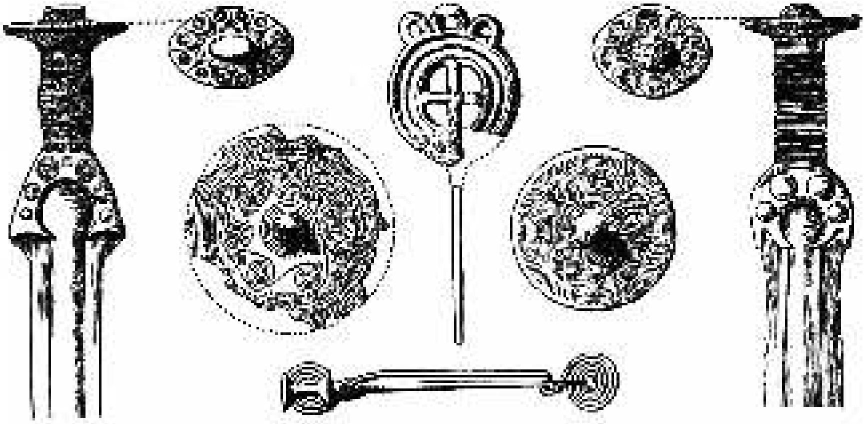
Raſcher vollzog ſich im Oſten das Spiel. Hier rückten, wie wir annehmen, die Illyrier um 400 ziemlich ſchnell nach Südoſten ab und hinterließen den planlos nachgreifenden Germanen viel zu weite Räume, ſoweit ſie ſich nicht mit ihnen vermiſchten. Schon hier beginnt die Tragödie des nachmals deutſchen Oſtens, die auch durch die Koloniſation der Sachſenkaiſer, Heinrichs des Löwen, Albrechts des Bären und aller Ritter, Mönche und Bauern nicht wieder ſo eingerenkt werden konnte, daß wir heute klare Volksgrenzen haben.

Das Kerngebiet des ganzen Nordkreiſes ſcheint vorübergehend Südſchweden, Nordjütland und Seeland geweſen zu ſein. Dieſer Raum iſt dann auch das eigentliche Quellgebiet immer neuer Stämme. Von dorther landen ſchon vor 700 die erſten ſkandinaviſchen Germanenſcharen an der Weichſelmündung, wo übrigens ſeit Urzeiten Oſtgermanen wohnten. Von dorther erfolgt um 120 v. Chr. die Auswanderung der Wandaler, Gotländer, Kimbern und Teutonen, von dorther um die Zeitwende die Überfahrt der Goten aus Götaland und irgendwann auch der Langobarden. Auch die Rugier kommen aus Skandinavien und die Burgunder aus Burgundarholm (Bornholm). Gleichwohl iſt in Oſtdeutſchland und Weſtpolen die germaniſche Kultur (Geſichtsurnen und Steinkiſtengräber) bodenſtändig, und alle dieſe Ströme von Norden her treffen bereits auf verwandte Stämme. Erſt lange nach der Zeitwende ſchieben ſich von Oſten die Slawen heran. Bei weitem die meiſten und ſtärkſten dieſer nordiſchen Völker ſtürzen ſich in die leeren oder teilweiſe wenig bevölkerten Räume Südrußlands. Schon um 200 v. Chr. erreichen die erſten Germanen das Schwarze Meer. Daneben aber blieben die breiteſten Landſtreifen ohne germaniſche Bevölkerung, noch nicht einmal Deutſchland war um dieſe Zeit reſtlos ausgefüllt. Teile Oſtpreußens blieben im Beſitz indogermaniſcher Balten, Böhmen blieb ſogar zeitweiſe unbewohnt, Schwaben halbkeltiſch, die Schweiz bis in die Völkerwanderung ganz. Noch verhängnisvoller war, daß nach 200 faſt alle Oſtgermanen aus dem Erdſaal zwiſchen Oder und Weichſel abzogen. In den leeren Raum drangen von Oſten her ſeit etwa 600 die Slawen ein, das letzte der indogermaniſchen Teilvölker. Um 800 hatten ſie Eiderauelle, Ilmenau, Saale und Fichtelgebirge erreicht. Der „Limes Sorabicus" lief als unglückſelige Grenze mitten durch Deutſchland. Andrerſeits hatten die Weſtgermanen damals England und Flandern, die Maas bis Lüttich, die Moſel bis Diedenhofen, die Aar bis Solothurn erobert.

Der ungeheuren kraftſtrotzenden Ausbreitung der Germanen entſprach alſo ihre faſt ſinnloſe Verſpritzung über ganz zuſammenhangloſe Gebiete.

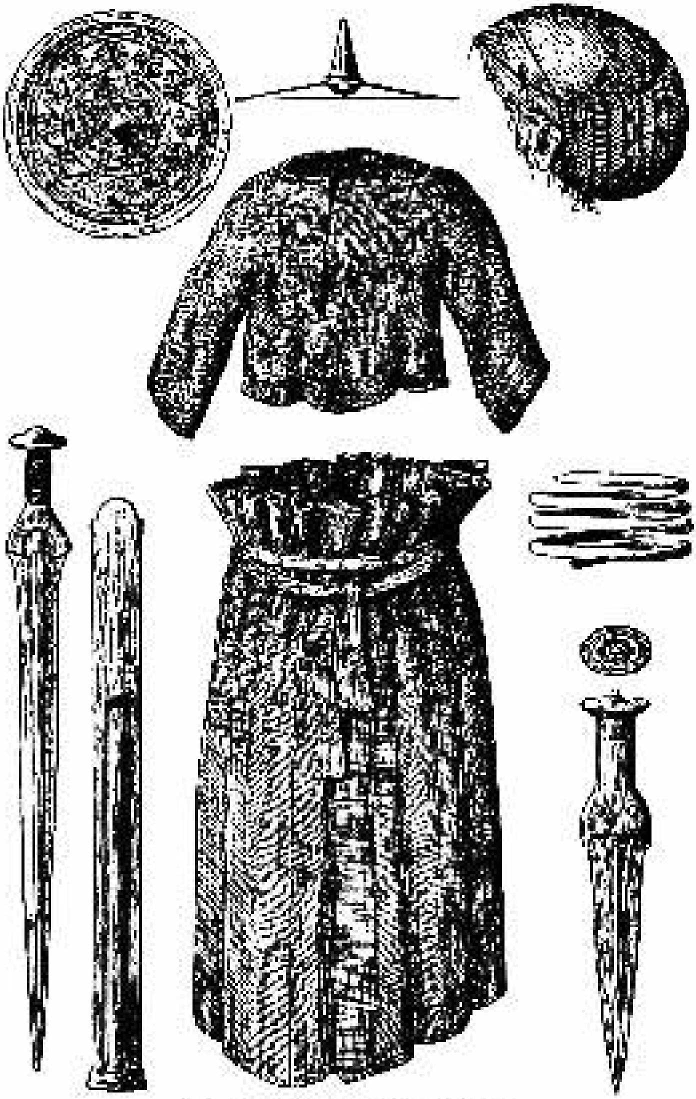
Germaniſche Kultur der Bronzezeit

Wenn je eine urgeſchichtliche Pflanzung menſchlichen Geiſtes und menſchlicher Hand in ſich eine bodenſtändige Blüte war, ſo iſt es die germaniſche Kultur der Bronzezeit geweſen. Wie jene franko-kantabriſche Höhlenkunſt der Altſteinzeit überragt ſie alle umliegenden Kreiſe Mitteleuropas und findet nur in der mittelmeeriſchen Kultur der Ägäis ein ebenbürtiges Seitenſtück. Auch hier brachte es die Bronzekunſt zu einer ungeahnten Entfaltung, ja das Gußverfahren hob ſich infolge der Nachbarſchaft der vorderaſiatiſchen Stadtweſen ſogar noch früher zu großer Höhe. So fällt die Frühzeit dieſer mykeniſchen Kunſt bereits ins 3., die Blüte ins 2. Jahrtauſend, verherrlicht durch einen Weltdichter wie Homer, den die im ganzen noch ſchriftloſen Germanen nicht erſtehen ſahen. Dieſe Tatſache hat den Norden allzuſehr vor der Antike verblaſſen laſſen, denn der Mund uralter nordiſcher Sänger iſt eben für immer verſtummt.


Waffen und Geräte aus der Bronzezeit.

Die Überlegenheit des Nord-Oſtſeekreiſes zeigt ſich nun zunächſt in der Herſtellung der Waffen. Die Hauptwaffe der indogermaniſchen Steinzeit wurde jetzt in Bronze umgegoſſen: die Streitaxt. Sie hat eine lange Entwicklung durchgemacht. Zuerſt gebrauchte man Flachbeile aus Kupfer als Arbeitsgerät, dann flache Randbeile, Abſatzäxte, Lappen- und Tüllenäxte. Jede Form überbot die andere durch ihre feſtere Verbindung mit dem Schaft, ihre Zweckmäßigkeit und Schönheit. Auch die Lanze war ſchon eine Erfindung des Steinalters, doch iſt ſie, abgeſehen von den Moorfunden, in den Gräbern ſelten, weil ſie zu lang war. Bezeichnend iſt, daß der Pfeil nicht wie in Vorderaſien als Kriegswaffe, ſondern nur zur Jagd benutzt wurde. Der Germane liebte den Nahkampf. Lieber war ihm der Dolch, der ſich im Norden ſelbſtändig aus den Steinwaffen entwickelt hat. Dieſe Schwerter mit ihren oft wundervollen Griffen wurden zum Teil als

Stichwaffen, zum Teil durch Befeſtigung im rechten Winkel zu einem ſogenannten Schwertſtabe als Hiebwaffe gebraucht. Der Liebling des Germanen wurde aber das Schwert. Über keine andere Waffe haben die Dichter ſo viel geſungen, um keine andere hat ſich ſo die Heldenſage gerankt. In einer nordiſchen Erzählung ſtürmt die Schildmaid Herwör zum Grabhügel ihres Vaters, um dem Toten das herrliche Tyrfingſchwert abzutrotzen. Ein Zauber ruht auf ihm, daß es eines Mannes Tod ſein ſolle, ſooft ſeine Klinge ſich höbe. Wir kennen



Kleidung und Waffen aus der Bronzezeit.

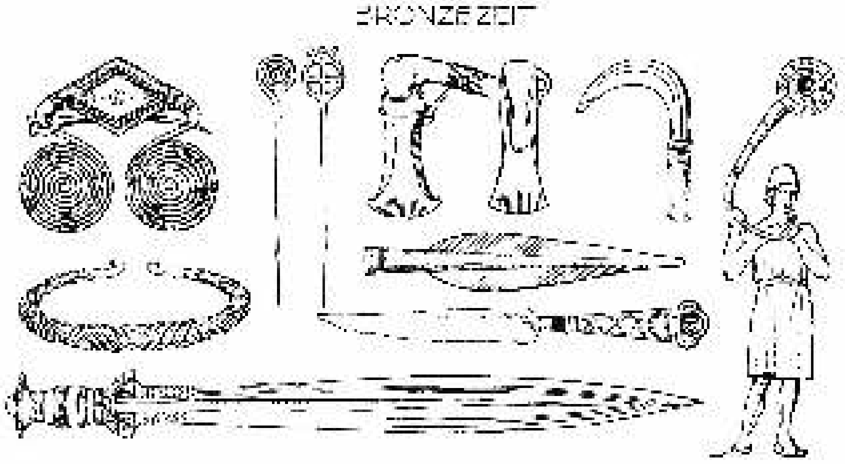
nur vereinzelt Namen von Helmen und Streitäxten, aber viele Namen berühmter Schwerter. Siegfrieds Klinge hieß Balmung, Sigurds Waffe Gram; wir kennen Mimung und viele andere Heldenſchwerter, meiſtens Werke kunſtreicher Zwerge. Daher ſind denn auch die nordiſchen Bronzeſchwerter an Schönheit und Zweckmäßigkeit unerreicht. Die Steinzeit dagegen kannte noch keine Schwerter. Sie haben ſich über den Dolchſtab aus der Speerſpitze entwickelt. Hier iſt alſo aus einer Stich- eine Hiebwaffe abgeleitet. Daraufhin deutet auch das Wort Schwert (swert), das jünger und nur auf den germaniſchen Ring beſchränkt blieb; es fehlt ſogar im Gotiſchen, wo dafür das ältere hairus gebraucht wird. Dies gehört zu altindiſch šáru = Geſchoß, Speer und griechiſch κείρω = ſchneiden, verrät alſo die alte Schneid- und Stichwaffe. Die Verzierung der Griffe iſt entweder reliefartig eingetieft und durchbrochene Arbeit oder überſponnen mit eingeſchlagenen Muſtern in ſprudelnder Fülle: Spiralen und Zickzack, Bändern und Bogen. Zuweilen findet ſich auf der Knaufplatte Einlage von Bernſtein. Die Klingen dagegen ſind ernſt und gefurcht, von einem Mittelgrat durchzogen, aber ſonſt nackt. Von bezauberndem Linienſchwung erſcheinen beſonders Kurzſchwerter und Dolche. Später fand das Meſſer weite Verbreitung, dagegen traten die Schutzwaffen (Schilde und Helme) ſehr zurück.

Mancherlei Gerät ſowie die ſchwediſchen Felsbilder und das Grabmal von Kivik in Schonen beweiſen, wie ſehr das Pferd im Mittelpunkt des germaniſchen Bauernkriegerlebens ſtand, auch kennt die Sage ſehr viele berühmte Pferdenamen. Jene doch wohl ſchon urgermaniſchen Steinritzungen zeigen uns beſpannte zweirädrige Karren, vielleicht Kriegswagen, vor allem auch Reiter. Die indiſche Dichtung des Rigweda ſowie die mykeniſche Kultur Homers kennen das Pferd nur als Zugtier, den Indogermanen fehlt ein Wort für „reiten“, noch die Römer kannten nur den Ausdruck „auf dem Pferde fahren“ (equo vehi). Die Einſpannung des Pferdes vor den Pflug iſt bezeichnend für die Germanen, der Weſten behielt das Rind bei und Vorderaſien das Maultier. Erſt die Einzelvölker erfanden das Reiten, und die Germanen bildeten es zu einer Kunſt aus. Auf dem illyriſchen Eimer der Hallſtattzeit aus Watſch (600 v. Chr.?) ſieht man ſchon Reiter, das germaniſche Reitergrab von Marwedel bei Hitzacker ſtammt von 110 n. Chr. Urſprünglich bedeutete „reiten“ ſich „fortbewegen“, noch althochdeutſch heißt reita „Wagen“. Die Germanen ſpitzten aber den Wortſinn auf die heutige Bedeutung zu. In der älteren und jüngeren Edda (die auf lange Pferdezucht ſchließen laſſen) ſtehen etwa 70 verſchiedene Namen für Göttergäule und Königshengſte.

Von größter Bedeutung iſt auch das Auftreten des Bootes in den Steinritzungen. Wir ſahen ſchon, daß die frühen Weſtvölker von Spanien zur Bretagne den Seeweg benutzten, in Britannien landeten und auch von dem Meere aus nach dem Nordkreis einwanderten. Uralter Handel, jungſteinzeitliche Schiffahrt muß daher gerade ſo gut beſtanden haben wie bei den Malaien des Indiſchen Ozeans. Die bronzezeitlichen Felsbilder zeigen hochbordige Kiele mit gewaltigen Steven, aus denen ſich die ſo viel jüngeren und berühmteren Wikingerdrachen leicht ableiten laſſen. Von hier aus iſt die unvergleichliche

Meerbeherrſchung der Germanen im Mittelalter (Hanſa), beſonders aber in der Neuzeit ausgegangen. Seemächte wie Holland, England, Deutſchland und die Vereinigten Staaten ſtellen alle andern Völker in den Schatten. Bis heute iſt die Seemannsſprache vorwiegend angelſächſiſch-niederdeutſch. Pferd, Schiff und Schwert waren die beſten Freunde ſchon des Urgermanen.

Überhaupt enthalten die nordiſchen Felsritzungen zwar künſtleriſch noch ſtammelnde, im übrigen aber reiche Bilder des urgermaniſchen Lebens. Sie erzählen von Jagden und Seefahrten, Reitern und Wagen, Göttern und Opfern, Frauenraub und Hochzeitfeiern, Viehzucht und Pflugbau. Allerdings läßt ſich vieles noch nicht ſicher deuten. Im allgemeinen gelten ſie heute als religiöſe Darſtellungen. Natürlich muß es auch Erzählungen, Märchen und Sagen in Fülle gegeben haben, erhalten iſt uns aber nur die Helden- und Spruchdichtung einer ſehr viel ſpäteren Zeit.



Der feinere Zauber der germaniſchen Bronzezeit, die auch wundervolle Goldarbeiten hervorgebracht hat, enthüllt ſich dagegen in den Schmuckſachen. Im Waffenhandwerk entſprang noch mancherlei fremder Anregung, wie übrigens jede Kultur auf Erden von andern oft wertvolle Gedanken aufnimmt. Im Kunſtgewerbe offenbart ſich die germaniſche Eigenart vielleicht am ſtärkſten. Sie zeigt ſich in Gold- und Bronzearbeiten, in Bernſtein- und Metallbehandlung, in der Mannigfaltigkeit ihrer Formen von erſtaunlichem Reichtum. Aus der unendlichen Fülle kann nur weniges herausgehoben werden. Sehr Schönes findet ſich auf den Gürtelplatten der Frauen. Häufig iſt eine ſtrahlende Sonne in der Mitte, breite Kreisbänder umlaufen ſie bis zum Rande, zwiſchen ihnen eilen unaufhaltſam verbundene Spiralen dahin. Überhaupt kehren Sonnen und Kreiſe, Zickzack, Mäander und Spiralen, Hakenkreuz und Wolfsangel, Drei- und Vierſchenkel in unerſchöpflicher Erfindung wieder. Ein Ineinander und Nacheinander, ein Auf und Ab, ein Beugen und

Strömen, ein Vor und Zurück ſprechen von dem jubelnden Bewegungstrieb der Germanenſeele. Ihr iſt das Begrenzte und Ruhige des Mittelmeers fern, ſie kennt keine griechiſche Harmonie — ihre ganze Kunſt iſt ewige Bewegung und von Kämpfen geſpannte Kraft. Dies ſind die Vorſtufen der ſpäteren Tierornamentik und des Flechtbands, in denen verſchlungene Drachenleiber und ſich jagende, treibende Phantaſieweſen alle Flächen überwuchern, ja in mehreren Ebenen ſich übereinanderſchieben. Niemals aber mündet die Darſtellung in mittelmeeriſche Naturnachahmung: ſtets bleibt ſie gedachtes Bild, rhythmiſche Linienfreude, ein tollkühnes Spiel des Geiſtes nach eigenem Geſetz. Goldene Hals- und Armringe, Schneckenſpiralen, Bronzeknöpfe und Diademe, bebilderte Raſiermeſſer und Gewandnadeln, metallene Hörner wie das von Wismar, vor allem die mannigfachen Fibeln, Gewandhaften, Armbruſtſpangen und Sonnenſcheiben zeigen uns die germaniſche Bronzezeit in voller Blüte. Dagegen tritt die Töpferei ganz zurück.

Wunderbare Kunſtwerke ſind zuletzt auch die großen gewundenen Luren, deren ſich immer je zwei auf einen Ton geſtimmte in Niederſachſen und den Nordlanden gefunden haben. Sowohl ihr unendlich feiner Guß wie der metalliſch klare und reine Ton ſind erſtaunlich. Die Trompeten ſind auf die Tonreihe C D Es E G abgeſtimmt und rufen durch bloßen Lippenanſatz des Bläſers 22 Töne von vollem Umfang hervor. Der Ton entſpricht am meiſten dem der heutigen Altpoſaune. Dieſe wahrſcheinlich kultiſchen Hörner haben bei ihrer Vorführung alle Muſikverſtändigen in Erſtaunen geſetzt durch den Wohllaut, die Klarheit, Fülle und Majeſtät ihres Klanges. Das ungewöhnlich hohe muſikaliſche Gefühl, das zu ihrer Erfindung führte, bezeugt, daß die deutſche Tonkunſt uraltes Germanenerbe iſt.

Wie ſah nun ein Germane der Bronzezeit aus? Darüber belehren uns am beſten die jütiſchen Baumſärge. Es ſind ſogenannte Totenbäume: hohle Stämme, die man der Länge nach durchſägte, aushöhlte und ſo als Särge benutzte. Gerbſäure hat die Kleidung zwar gebräunt, aber auch gut erhalten. Der Stoff beſtand aus gebleichter Schafwolle mit einem Einſchlag von Hirſch- oder Rinderhaaren. Der Mann trug ein vorn geſchloſſenes, von der Achſel bis zum Knie herabfallendes Unterkleid; nach einem Funde von Blengow in Mecklenburg wurde es am Halſe durch eine Goldfibel, am Gürtel durch einen Bronzeknopf geſchloſſen und vermutlich durch Achſelbänder getragen. Die Oberſchenkel wurden mit dem „Bruch“ (dem frühſten Beinkleid) umwickelt, einer Schenkelbinde, das Knie blieb frei, die Unterſchenkel waren mit 10 cm breiten Wickelgamaſchen bedeckt. Die Füße trugen gefütterte Lederſandalen. Um die Schultern warf der Germane ein ſchweres wollenes Lodencape, wie man es im Moor von Weſtergotland bei Gerum fand. Eine Art von ſchottiſchem Umſchlagetuch ſowie eine Filzkappe mit holzverſteiftem Rand ergänzten die Bekleidung.

Auch die Frauentracht iſt uns bekannt, und zwar durch einen Fund von Borum-Eshöi bei Aarhus. Der Oberkörper war durch eine enganliegende, aus einem Stück geſchnittene Jacke mit Halbärmeln bedeckt. Am Hals befand ſich ein einfacher Schlitz. Den Unterarm bedeckten oft vielgewundene Ringe. Von der Bruſt bis zu den Enkeln wallte ein weiter, faltiger Rock, der durch einen mehrfarbigen Gürtel mit Endquaſten gehalten wurde. Kunſtvolle Gürtelplatten ſchmückten ihn. Die Unterkleidung beſtand vermutlich aus Leinen. Das Haar wurde in ſchlicht-ſchöner Weiſe geſcheitelt, ähnlich, wie wir es an den griechiſchen Marmorköpfen ſehen, mit einem Kamm im Nacken aufgeſteckt und durch ein feines Netz geſammelt. Allerdings gab es auch damals Moden, und über ſo viele Jahrhunderte hin wird die Tracht nicht einheitlich geblieben ſein. So fand man in einem Baumſarg bei Kolding eine junge blonde Frau mit kurzem Rock und über der Stirn geſchnittenem, ſeitwärts herabfallendem Haar.

Mancherlei Körperreſte verraten uns auch, daß die Männer der Bronzezeit etwa 180 cm, die Frauen 166—170 cm groß waren. Ihr Haar war blond, ihr Auge vermutlich überwiegend blau, denn noch heute kommen in Niederſachſen auf 100 Blauäugige nur etwa 20—40 Braunaugen. Der Mann trug keinen Bart, die Frau der älteren Bronzezeit einen kleinen Dolch als Erſatz für das Meſſer.

Germaniſches Blockhaus.

Inmitten dieſer reichen Kultur war natürlich auch der Hausbau weiter fortgeſchritten. Die alte weſtiſche Rundhütte, die noch in den hufeiſenförmigen Grundriſſen von Meinsdorf bei Plön nachklang, war längſt verdrängt durch das nordiſche Viereckpfoſtenhaus, das allerdings mehrere Spielarten entfaltete. Es war vor allem jetzt ein hölzernes Sparrendachhaus, mit Rohr oder Schilf gedeckt. Entweder lag es auf einer viereckigen Steinmauer auf, wobei die Tür ſich an der Giebelſeite öffnete, oder es war ganz von Holz. Dieſer Schritt iſt entſcheidend, das Dach wurde auf Ständer gehoben und damit zur Urform des Niederſachſenhauſes. Es bildete mit dem Dach einen einzigen großen Raum. Den Firſt trugen mächtige geweihte, ſpäter jedenfalls ahnenbildgeſchnitzte Säulen, und ſo dachte man ſich auch die Eſche Yggdraſil mitten auf der Erde das Himmelsdach tragend. Die Zimmerkunſt entwickelte ſich zu hoher Blüte; Lehmbewurf, Fachwerk, ja farbiger Anſtrich fehlten wohl nicht. Das Vieh blieb urſprünglich, wie noch heute auf den frieſiſchen Halligen oder in der

Lüneburger Heide, des Nachts in Hürden. Daneben entwickelten ſich zwei Hausarten, die mehr als Scheunen und Schuppen Verwendung fanden. Die eine lebt im Lüneburger „Schapkowen“ fort: es iſt ein über der nackten Heide aufgeſtelltes Dach. Die andere iſt bezeugt durch die tönernen Hausurnen der Eiſenzeit, worin die Aſche Verſtorbener beigeſetzt wurde. Dieſe Bauten waren Speicher, ſtanden auf Pfoſten und hatten eine Tür an der Breitſeite. Man hat ſie tatſächlich in Skandinavien entdeckt.

Die Kelten

Noch ein drittes indogermaniſches Volk hat ſich über einen großen, und zwar den ſüdweſtlichen Teil Deutſchlands verbreitet: die Urkelten. Ihre Entſtehung iſt etwa ſo zu denken. Am Ende der Steinzeit ſaß in dem ganzen Gebiet von Böhmen bis Mittelfrankreich eine in Hügeln beſtattende Bevölkerung, die Vorfahren der Bandkeramiker. Dieſe Bevölkerung entwickelte ſich bodenſtändig weiter bis gegen Ende der Bronzezeit: Hügel mit Skelettbeſtattung ſind ihr Kennzeichen. Dann treten um 1100—1000 v. Chr. die „Urnenfelderleute“ alpiner Raſſe auf. Sie dringen gewaltſam vor und verbrennen ihre Toten. Aus dieſen beiden Beſtandteilen, mit Zumiſchung illyriſcher Hallſtattmenſchen, iſt im weſentlichen das Urkeltentum geworden.

Der keltiſche Raum umfaßt alſo etwa ein Gebiet zwiſchen Oſtfrankreich und Niederöſterreich. Von dort bis Bayern hinein finden ſich die Einzelgräber eines Zweiges der Streitaxtleute. Später liegt in den Hügeln nicht ſelten eine Bronzeaxt. Bis in die La-Tène-Zeit (500 – 1) hinein werden die Toten an den uralten Stätten beerdigt. Dieſe keltiſche Spanne des 1. Jahrtauſends wird als Hügelgräberbronzezeit bezeichnet, kann ſich jedoch an Eigenart und Kultur weder mit dem germaniſchen noch mit dem illyriſchen Kreiſe meſſen.

Ihre Grenzen gegen Norden ſind unſicher, offenbar ſind hier damals noch Völker im Entſtehen, die man höchſtens als vorkeltiſch bezeichnen kann. Lange Zeit berühren ſie ſich mit dem Nordkreis kaum. Ob die Wümme bei Worpswede wirklich einen keltiſchen Namen trägt, iſt zweifelhaft; er könnte vorindogermaniſch ſein. Doch Rhein, Weſer, Lippe, Ruhr, Sieg, Emſcher, Lahn ſind keltiſch, der Thüringer Wald trug ehemals die keltiſche Bezeichnung Semana.

Nach 1500 machen die Kelten langſam und krieglos gegen den illyriſchen Oſten Fortſchritte. Sie erreichen die Saale und im Südoſten die Moldau. Oberöſterreich bis zum Unterlauf der Enns wird keltiſch. Um 1000 erfolgt innerhalb dieſer langſamen und wenig lebendigen Kultur ein Vorſtoß illyriſcher Herrenſchichten nach Weſten. Die Kelten werden ihnen weithin untertänig.

Dann freilich kommt die große Zeit keltiſchen Erwachens, die ſich etwa über die Jahrhunderte von 900—200 hinzieht. Sie umfaßt alſo die beiden erſten Abſchnitte des Eiſenalters. Die Kultur von Hallſtatt (800—500) iſt an ſich illyriſch-venetiſch, in ihrer ſüdmitteleuropäiſchen Oſtgruppe wohl ſchon halbkeltiſch, die La-Tène-Geſittung (500—1) ganz und ſtellt die eigentliche keltiſche Blüte dar. Der Höhepunkt nationaler Wiedergeburt fällt um 400. Dem leichtlebigen Hallſtatt folgt das kernige und ſtrenge La-Tène ſowohl im Stil wie im Leben. Zwei Welten ſcheinen ſich zu berühren, einander abzulöſen, ohne daß die Bevölkerung ſich ändert. Die La-Tène-Kultur wird von dem keltiſchen Zweig der Hallſtätter getragen. Umwehrte Wohnſitze laſſen auf mächtige Gaufürſten ſchließen. Dieſe Häuptlinge ſind die Seele der neuen Machtentfaltung, ſie beſchäftigen auch die Künſtler des neuen Stils. Erſt allmählich wird dieſer keltiſches Allgemeingut.

Man kann mit Schrader als deutſche Heimat der Kelten ein Gebiet etwa zwiſchen Rhein, Donau, Karpathen und Elbe annehmen; denn es erfolgt von hier nunmehr ihre deutlich verfolgbare gewaltige Ausbreitung nach Süden, Weſten und Oſten. In drei mächtigen Stößen tragen ſie ihren Angriff auf das mittelmeeriſche Europa vor. Den erſten bezeichnet man als iberiſchen; er ſchreitet nach Spanien hin und fand wohl ſchon vor 600 ſtatt. Der zweite führt um 400 zur Eroberung Galliens und Oberitaliens ſowie zur Keltiſierung der linksrheiniſchen Germanen. Die Römer werden in der Schlacht an der Allia beſiegt, im Jahre 390 erſcheint Brennus vor der Burg von Rom. Ein dritter Zug greift 284—278 durch den Balkan nach Kleinaſien hinüber. Die Galater bedrohen Delphi und erſcheinen vor den Pforten des Reiches Pergamon, deſſen helleniſtiſcher Kunſt ſie mannigfache Anregung geben. (Der ſterbende Gallier.) Ebenſo rücken keltiſche Bauern nach dem Abzug der Illyrer in Böhmen, Mähren und Schleſien ein. Die Illyrer der Oſtalpen weichen vor ihnen in die Berge zurück.

Die Kelten gliedern ſich nunmehr in die Gallier Südfrankreichs und Oberitaliens, die Belgen (z. T. keltiſierte linksrheiniſche Germanen) Nordfrankreichs und Südbritanniens, die Briten in Wales und England ſowie die Gälen in Schottland und Irland. Schon Caeſar unterſchied mehrere Hauptgruppen und viele Stämme unter den Kelten. Gallien teilt er in drei Teile: im Norden das keltiſch-germaniſche Belgien, in der Mitte das keltiſche Gallien und im Süden das iberiſch-keltiſche Aquitanien. Wir finden in ſeinem „Bellum Gallicum" eine bereits halb ſtädtiſche, von Südoſten beeinflußte Kultur, umwallte Fürſtenſitze und Marktorte, aber überall damals nur noch Gaugeiſt und Zerſplitterung.

So erliegen die Kelten denn bald dem doppelten Anſturm der Römer und Germanen, ſo daß ſie im Verlauf der Geſchichte bis auf wenige Reſte aus dem Bilde Europas förmlich verſchwinden. Die Sweben des Arioviſt reißen zunächſt eine Lücke in das keltiſche Siedelungsgebiet, vor Kimbern und Teutonen weichen die Helvetier aus dem Raum zwiſchen Donau und Main in die Alpen. Anſcheinend kampflos werden Mähren, Böhmen, Schleſien, Öſterreich und Süddeutſchland geräumt, nur die Randgebiete bleiben von den Kelten beſetzt. Im Germanenſturm der Völkerwanderung iſt ſowohl ihre Sprache und Kultur als auch ihr unſprünglich ſtark nordiſches Gepräge verſchüttet.

Die Geburt der Götter

(Die Religion der Bronzezeit)

Am Ausgang der Altſteinzeit, im Azilien, entſtanden die Anfänge eines Seelenglaubens: die Seele wurde vorher vom Körper nicht unterſchieden. Seitdem aber erlebte der Animismus ein ungeahntes Wachstum und wurde zur Grundlage beſonders auch für den Katholizismus.

Die Jungſteinzeit ſchreitet zu neuen religiöſen Geſtaltungen. Es entſtehen Dämonen, Naturgeiſter vielfacher Art. Wir wiſſen aus Sagen und Märchen aller indogermaniſchen Völker, beſonders der Germanen, Kelten, Griechen und Römer, von Elfen und Feen, Kobolden und Zwergen, Wichtelmännchen und Nixen, Quellen- und Bergnymphen, Strom- und Flurgeiſtern. Es iſt eine zwangsläufige Entwicklung, wenn dieſe Naturgeiſter in der Bronzezeit zum Teil zu klar umriſſenen Göttern werden. Zuletzt aber bildet ſich ein Götterkreis, wie wir ihn wiederum am reinſten bei Germanen und Griechen erfaſſen können.

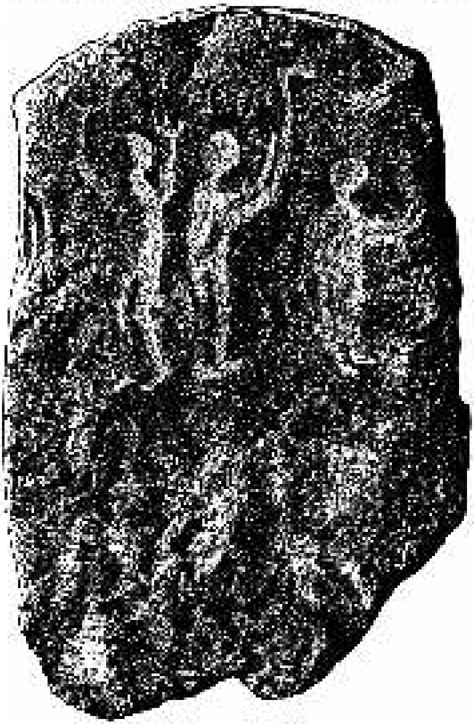
Es iſt allerdings nicht ſo leicht, die einzelnen Anſchauungen der Bronzezeit auf die Schicht zurückzuführen, der ſie entſprangen. Die Indogermanen finden ja Steinzeitbauern vor, deren Räume ſich ſogar noch mit Jäger- und Fiſchergebieten berühren. Und ſchon in der Bronzezeit wirken auch die Mittelmeervölker, insbeſondere die antiken Religionen mehr und mehr auf Mitteleuropa ein. Hat man doch in der freilich viel ſpäteren altnordiſchen „Edda“, deren Gedankenkreis aber weit zurückreicht, ſtarke Anregungen aus dem Süden finden wollen.

So ſind denn auch breite Rückſtände des Zaubers noch lange, ja ſogar in Unterſchichten bis heute, ſpürbar. Die Magier ſuchten jene Dämonen zu beeinfluſſen, ihnen gewiſſermaßen die übernatürlichen Kräfte abzuliſten: erſt langſam nehmen dieſe Geiſter über Tierformen hin menſchenähnliche Geſtaltung an. Fetiſche begegnen auch in der Bronzezeit noch häufig. Dazu gehört die Axt, ſowohl allein (als Weihgabe oder Schmuck) als auch in der Hand eines Gottes auf den ſkandinaviſchen Felsbildern oder keltiſchen Darſtellungen der Römerzeit („Schlägelgott“). Dasſelbe gilt von dem Baumfetiſch in der Hand eines Gottes und von Knochenamuletten.

Auch Maskentänze dienen dem Zauberbrauch. Wir ſehen ſie wiederum auf nordiſchen Felsbildern und auf den Grabplatten von Kivik, ja im ungermaniſchen Hallſtattkreiſe ſind ſogar zwei irdene Masken gefunden. Viele heutige Volksſitten gehen auf ſolche uralten Tanzgewohnheiten zurück. Klappern aus Ton, Stierhörner und bronzene Luren erinnern an die dabei übliche Muſik; der Polterabend iſt ein Nachhall uralten Geiſterſcheuchens.

Die Naturdämonen der höheren Sammler alſo wurden zu menſchengeſtaltigen Göttern. Es iſt nachgewieſen, daß zum Beiſpiel Heimdall, der nordiſche Himmelswächter mit dem Horn, wie ihn die „Edda“ kennt, urſprünglich als Widder vorgeſtellt wurde. In einer weiblichen Bronzefigur, die man in Pommern, Seeland, Schonen und Weſtergötland gefunden hat, vermutet man eine alte Göttin, allerdings iſt ihre Tracht ungermaniſch, alſo wohl entlehnt.

Unzweifelhaft urgermaniſch ſind aber wohl die Götterbilder auf dem Stein von Anderlingen bei Bremervörde; es iſt die ſüdlichſte nordiſche Felszeichnung. Hier ſieht man dieſelbe Götterdreiheit, die auf den Steinritzungen Skandinaviens häufig wiederkehrt. Eine Geſtalt mit erhobenen Händen und geſpreizten Fingern gilt als Feuergott, die Figur mit der hochgetragenen Axt als Sonnengott und die kleinere ohne Sinnbild als Mondgott. Es liegt nahe, im Anſchluß an die „Edda“ den Feuergott mit Freyr (ſpäter Odin), den Sonnengott mit Donar — Thor und den Mondgott mit Thyr — Tiu gleichzuſetzen. Denn ſchon Caeſar ſpricht von einer Sonne-, Mond- und Feuer-Dreiheit bei den Germanen, und Tacitus ſtellt den Feuerdämon neben Merkur, den Sonnengeiſt zu Herkules und nennt den Mondgott Mars.


Bildſtein aus Anderlingen.

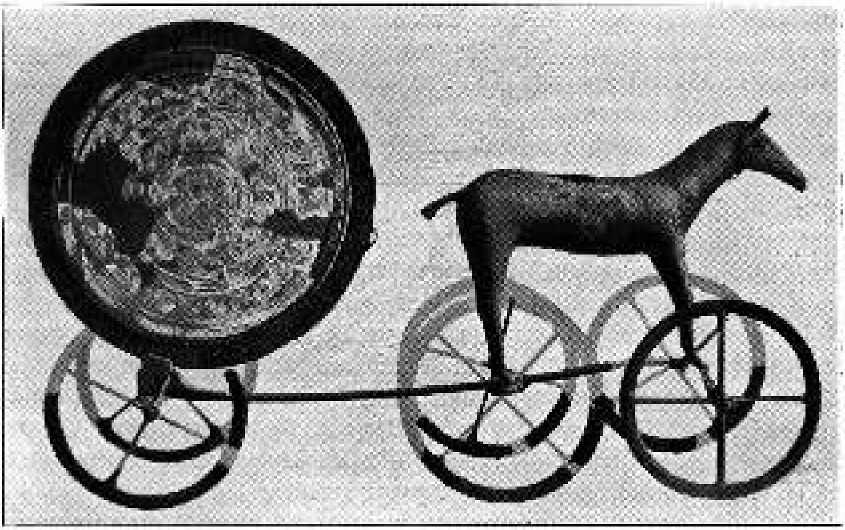
In der Folgezeit kämpfen aber zwei urſprünglich mächtige Vorſtellungen miteinander. Die eine iſt der Sonnenglaube, von dem man vielleicht ſagen kann, daß er einmal während des 2. Jahrtauſends alle höheren Kulturen Alteuropas beherrſcht hat. Wir fanden ſchon in der Jungſteinzeit die Anfänge. Kindliche Sonnen- und Regenbilder ſind ſogar ſchon aus dem franzöſiſchen Azilien auf Kieſeln erhalten. Die Sonne und das Sonnenrad ſind ſeitdem immer wieder dargeſtellt: in der Jungſteinzeit auf Findlingen, in ſchwediſchen Felsbildern, auf einer Grabplatte von Kivik und beſonders auf den Geräten der nordiſchen Bronzezeit. Als Sinnbilder der Sonne gelten auch Haken- und Dreikreuz; als Tiere, die den Sonnenwagen ziehen, Pferd, Schwan und Hirſch. Ein ſolcher bronzener Sonnenwagen iſt der von Trundholm auf Seeland. Er zeigt auf ſechsrädrigem Geſtell die aufrechtſtehende goldbelegte Sonnenſcheibe, gezogen von einem Bronzeroß. Die Scheibe iſt herrlich verziert durch „unechte“ Spiralen, die zwiſchen drei großen konzentriſchen Ringbändern einherlaufen. Die geſamte Bronzekunſt iſt von Sonnenſinnbildern erfüllt. Auch im illyriſchen Kreiſe fehlen ſolche religiöſen Gebilde nicht.

Die Sonnenverehrung hat ſchwerlich einen beſtimmten Ausgangspunkt. Wir finden ſie in Südfrankreich um 5000, im Norden um 2000, in Ägypten

Amenophis' IV. um 1400. Daß der Ackerbau ſie begünſtigt, iſt wahrſcheinlich; daß mit den Indogermanen jene frühen Spuren eine Neubelebung und Blüte erfuhren, iſt anzunehmen.

Ein Sonnengott iſt jedoch im Norden allmählich vor dem gleichfalls indogermaniſchen Himmelsgott als Weltenherrſcher zurückgetreten. Dies iſt die zweite mächtige Vorſtellung der Bronzezeit. Der Sonnendämon ſchwindet, der König des Götterkreiſes tritt an ſeine Stelle. Dyaus pitar nannten ihn die alten Inder, die Germanen Tyr — Ziu, die Griechen Zeus (Genitiv: Dios), die Römer Dies piter, Diupiter, Jupiter, und die Kelten kannten einen Gott des Sonnenrades.

Über den Kult, der ſolchen Gottheiten diente, ſind wir durch Gerätfunde, durch das Grab von Kivik in Schonen und andere Quellen ſowie durch römiſche Schriftſteller der Eiſenzeit unterrichtet. Da ſich erfahrungsgemäß religiöſe Formen ſehr lange erhalten, dürfen wir die von ihnen beobachteten Bräuche, wenigſtens in ihren Grundzügen, unbedenklich in die Bronzezeit zurückverlegen.



Sonnenbild aus Bronze mit Goldauflage, heiliges Gerät. Anf. d. Bronzezeit, gef. bei Trundholm auf Seeland.

Aus der älteren Bronzezeit wurde bereits der Sonnenwagen von Trundholm erwähnt, der ſicherlich bei Frühlingsumzügen oder in Regenjahren Verwendung fand. Man wollte die Sonnenſtrahlen herabzaubern. Ähnliche Goldſcheiben hat man nicht ſelten in Männergräbern gefunden, zum Beiſpiel in Glüſing bei Tellingſtedt in Norderdithmarſchen. Dazu gehört vielleicht der ſogenannte „Altaraufſatz" von Yſtad (Schonen) aus Bronze; ein zweites gleiches Stück wurde zu Haſchendorf bei Ödenburg in Ungarn gefunden. Es ſind herrliche, vielleicht erſt jungbronzezeitliche Sonnenſcheiben, ſie liegen auf einer durchbrochenen Krone, die auf 10 Radkreuzen fährt: offenbar eine Darſtellung der

Sonnenjahresbahn. Daß der Sonnendienſt auch in der Jüngeren nordiſchen Bronzezeit nicht erloſchen war, beweiſt uns das merkwürdige „Raſiermeſſer" (oder Arztmeſſer?) von Harſefeld bei Stade: über einem ſtiliſierten Boot ſchwebt ein dreiſchenkliges Hakenkreuz, wie es oft das Tagesgeſtirn bezeichnet. Hier iſt alſo nicht der Sonnenwagen, ſondern das Sonnenſchiff dargeſtellt. Noch im 12. Jahrhundert nach der Zeitwende ſind Frühjahrsumzüge mit radgetragenem Schiff am Niederrhein nachgewieſen. Das Boot iſt auf ſüdſchwediſchen Felsbildern ſowie auf den Altären der niederrheiniſchen Erdenmutter Nehalennia beſonders häufig. Bald trug es die Fruchtbarkeit zaubernde Göttin ſelbſt, bald die Sonnenſcheibe, oft gleicht es der Mondſichel und iſt dann ein Mondſchiff. Gleichzeitig verraten der Hund und der bauſchige Mantel dieſelbe Gottheit als Totenbeſchirmerin. Verwandt mögen in ihrem Gedankengang die gotländiſchen Schiffſteinſetzungen ſein. Und die einzigartigen 100 Goldboote aus Nors in Jütland ſind entweder Weihgeſchenke oder Grabbeigaben, ſie ſollten der wandernden Seele ins Totenland verhelfen. Sie ſind ſehr klein, fein gearbeitet, äußerſt dünnwandig und mit konzentriſchen Sonnenkreiſen verziert, für ſonſtigen Gebrauch aber nicht verwendbar.

Neben derartige Weihefunde und kultiſche Goldgefäße ſind die merkwürdigen bronzenen Keſſelwagen der Mittleren Bronzezeit aus Peckatel (Mecklenburg-Schwerin), Skallerup auf Seeland und Yſtad in Schonen zu ſtellen. Es ſind wahrſcheinlich Opferkeſſel; ſie ſtehen auf Rädern. Urſprünglich wurde das Menſchenopfer an ausgeloſten Volksgenoſſen, ſpäter wohl nur an Verbrechern und Kriegsgefangenen vollzogen. Mehrfach haben angeblich die Schweden ihren König geſchlachtet, weil ein Hungerjahr ſie zur Befriedigung ihrer Götter zwang. Das Menſchenopfer iſt ſowohl bei den Semiten wie bei Griechen, Römern, Kelten und Germanen unzweifelhaft bezeugt. Vielleicht iſt es aber im Norden nicht bodenſtändig und ſchon ein Zeichen des Verfalls. So erzählt Strabo von den Kimbern: „In Begleitung ihrer Weiber befanden ſich heilige Seherinnen, grauhaarig, weißgewandet, in linnenen ſpangengeſchmückten Mänteln mit Erzgürteln und barfüßig. Dieſe ergriffen mit dem Schwert in der Hand die Gefangenen im Lager, führten ſie in der Opferverhüllung zu einem großen etwa 20 Amphoren faſſenden ehernen Keſſel, ſtiegen die Stufen hinan, die zu ihm emporführten, und ſchnitten hinübergebeugt jedem Gefangenen die Kehle ab. Aus dem in den Keſſel hinabſtrömenden Blute weisſagten ſie, während andere die Leiber aufſchnitten und aus den Eingeweiden den Sieg verkündeten." Meiſtens waren jedoch Fürſten und Prieſter die Opferer und Opferleiter. Auf den Bildern von Kivik, die ſeltſam mit dieſer Schilderung übereinſtimmen, ſcheinen ſchwertſchwingende Männer vor gebundenen Gefangen an den Opferkeſſeln zu ſtehen. Man ſieht auch vermummte Geſtalten und Lurenbläſer ſowie Pferde und Umfahrtwagen. Weithin waren jedoch ſchon Tiere oder unblutige Opfer an die Stelle des Menſchen getreten. Vielfach können wir auch Teilopfer feſtſtellen, ſo fand ſich in einem Grab von Ahauſen bei Stade ein dicker ſchwarzer Zopf. Im übrigen iſt die Art der Opfer äußerſt mannigfaltig. Häufig diente das Moor als Opferſtätte, vielfach waren die Weihgaben vorbeugender Art.

Wir finden das Menſchenopfer auch bei den Illyriern und beſonders quäleriſch bei den Kelten; doch geht der Hang zur Grauſamkeit wohl ſchon auf die Steinzeitbevölkerung zurück, da er nicht indogermaniſch iſt. Der bei Gundeſtrup gefundene, nach Jütland eingeführte Silberkeſſel mit ſeinen Opferdarſtellungen iſt keltiſch (wohl Spät-La-Tène). Caeſar berichtet, daß die Gallier hohle Götterbilder aus Weidengeflecht mit lebenden Menſchen füllten, um ſie zu verbrennen. Daß es Prieſter (bei den Kelten die Druiden) und Prieſterinnen gab, iſt demnach ſelbſtverſtändlich, dagegen finden wir Tempel in vorgeſchichtlicher Zeit nur bei den bereits nach Gallien eingewanderten und vom Mittelmeer aus beeinflußten Kelten. Die Germanen ſahen heilige Haine und Berggipfel als Sitze der Gottheit an. Dementſprechend beſteht auch die Behauptung des Tacitus zu Recht, daß ihnen Götterbilder unbekannt geweſen ſeien, allerdings mit einer gewiſſen Einſchränkung. Noch die „Edda" weiß, daß die erſten Menſchen aus Bäumen wurden. Daher ſah man die Hauspfoſten und gewiſſe uralte Bäume als Wohnungen oder Sinnbilder der Ahnen und Götter an. Das berühmteſte Beiſpiel iſt die altſächſiſche Irminſul, die Säule des Himmelsgottes, die Welteſche. Man darf vielleicht annehmen, daß dieſe „Säule" ein mächtiger Baumſtumpf mit grobgeſchnitztem Geſicht war. Auch die altnordiſchen Hauspfoſten wurden ja mit Götterbildern geſchmückt, und der Name der Aſen bedeutet „Anſen" (Balken).

Vielfach waren nun mit berühmten Opferſtätten noch Steinſetzungen verbunden, in denen man, wie ſchon in Stonehenge, vielleicht Stadien für Wettkämpfe und Spiele zu ſehen hat. Den religiöſen Schwerttanz nackter germaniſcher Jünglinge erwähnt Tacitus. Ballſpiele und Über-den-Stier-Springen ſind ſchon aus alter Zeit bekannt. Umgänge und Weiheſpiele ſollten auf die Götter einwirken und leben in unendlich vielen heutigen Volksbräuchen fort.

In einen eigentümlichen Zuſammenhang führen beſonders die ſpiralgängigen Steinkreiſe oder „Troja-Burgen". Man findet ſie zum Beiſpiel in Wisby auf Gotland, auf Hallands Wäderö am Kattegatt, der Inſel Wier im Finniſchen Meerbuſen, bei Arensdorf unweit von Frankfurt a. d. O., auf dem Wunderberge bei Eberswalde. Meiſtens geht die Sage von einer gefangenen Jungfrau. Bis in unſere Tage führen Kinder im Frühling dort Reigenſpiele auf. Ein Krug von Tragliatella aus dem 7. Jahrhundert v. Chr. zeigt eine Labyrinthszeichnung mit der Beiſchrift Trúia. Zwei ſchildbewehrte Berittene kommen aus dem Steinkreiſe hervor, hinter dem vorderen hockt auf dem Pferde eine tierähnliche Geſtalt, voran tanzen ſieben Bewaffnete, ein achter folgt mit Keule oder Speer. Ein zweites Bild dieſes Kruges trägt die Inſchrift: mi velena: ich bin Helena. Die Darſtellung bezieht ſich alſo wohl auf das altrömiſche Trojaſpiel. Die Spiralen entſprechen aber den Ornamenten der Bronzezeit, eine Beziehung zur Sonne liegt ihnen offenbar zugrunde. Stets finden wir an ſolchen Stätten auch Namen wie Rieſenhag, Trollburg, Rieſentanz. Auch Troja war eine zerſtörte Burg wie Jeruſalem und Babylon, daher heißen die Trojaburgen in Rußland auch Babylone, an andern Orten Jeruſaleme. Die Volksbräuche deuten darauf hin, daß die Burg des Winterrieſen gemeint war. Die Sonnenjungfrau lag zur Winterzeit in ihr gefangen. Im

Frühjahr wurde ſie befreit. In unſerm Kinderſpiel „Himmel und Hölle" klingt bis heute dieſer Sonnenglaube nach, der einem Schamanenbrauch, und zwar einem ſogenannten Analogiezauber, entſprang. Man ſtellte auf der Erde ſinnbildlich den Himmelsvorgang dar und meinte damit die Naturgewalten zu beſchwören. Viele Märchen und Götterſagen bringen dieſen Grundgedanken zum Ausdruck. Die Sagen von Troja, Siegfried und Brunhild, Hilde, Gudrun und Walther ſind vielleicht nur die ewigſchönen Geſtaltungen eines viel älteren Götterglaubens.

Scheiterhaufen des Patroklos. Ein Kriegsgefangener wird hingeopfert. (Unteritalieniſches Vaſenbild des 4. Jahrhunderts v. Chr.)

Die Sonnenverehrung und der Glaube vom Himmelskönig ſind indogermaniſche Vorſtellungen von großer Erhabenheit, die weit über den Geſichtskreis der Steinzeitbauern Mittel- und Weſteuropas hinausgingen. Ein dritter Gedanke von weiter Schwingung iſt die Anſchauung eines Seelenlandes, wo ſie uns in ſo ausgeprägter Geſtalt entgegentritt wie in der indogermaniſchen Sage. Die gotländiſchen Schiffſteinſetzungen und die ſpätere nordiſche Bootgrabbeſtattung ſtehen ganz mit ihr im Einklang.

Die indogermaniſchen Einzelgräber zeigen allerdings im Anfang noch wenig Sorge um ein Jenſeits. Es herrſchte noch Beerdigung entweder in einer Steinkammer oder in einem Eichenſarg. Eigenartig iſt jedoch, daß die Steinkammern jetzt nur für einen einzigen Toten gelten und daß ein mächtiger kreisrunder Hügel über dem Einzelgrab aufgeſchüttet wird. Allmählich aber kommt eine neue Beſtattungsart auf und gewinnt in der Jüngeren Bronzezeit die Vorherrſchaft: die Leichenverbrennung. Sie hat mehrere gleichzeitige, aber räumlich ganz getrennte Ausgangspunkte: Südrußland, Südweſtdeutſchland und die Bretagne. Ebenſo iſt ſie in Amerika ſelbſtändig entſtanden. Dagegen blieb ſie Ägypten und dem Orient völlig fremd. Ihre eigentlichen Träger ſind anſcheinend die Indogermanen. Am ſchönſten haben Homer und der Beowulfdichter dieſe heldenhaft-herrliche Sitte beſungen. Warum ging man zu ihr über? Jakob Grimm hat ſie aus dem Brandopfer erklären wollen, Schuchhardt aus hygieniſchen Gründen. Wahrſcheinlicher iſt, daß man im Anfang die Wiederkehr des lebenden Leichnams verhindern, ſpäter aber der körperbefreiten Seele, die durch Feuer gereinigt war, den Weg ins Jenſeits erleichtern wollte. Es iſt nicht unmöglich, daß dieſe neue Sitte uns irgendeine tiefgreifende Religionsverjüngung anzeigt, deren ſtolze Urheber, Denker und Prieſter von reiner Geſinnung, für alle Zeiten verſchollen ſind. Wenn wir nun auch im einzelnen die bei einem ſolchen Verbrennungsvorgang hergebrachten Bräuche nicht mehr kennen, ſo werden die Grundzüge doch nicht ſehr abweichen von dem Bilde, das uns ein angelſächſiſcher Dichter des 7. Jahrhunderts nach der Zeitwende aus romantiſcher Rückſchau heraus vom Flammengrabe Beowulfs entworfen hat:

„Hier nun ſchichteten der Gauten Kämpen
ihm einen mächtigen Scheiterhaufen,
behängten mit Helmen ihn und Schilden,
mit blitzenden Brünnen, um die er bat,
und legten den Herrſcher dann in die Mitte,
das Klagegeleit den guten König.
Der Leichenbrände höchſten fachten ſie
auf dem Berge an; ſchwarz ſchoß
der Holzrauch empor vom Scheiterhaufen.
Und die ſauſende Flamme, der Krieger Klagelaut —
ſie verſtummten erſt, da der Wind ſich gelegt,
der Wind des Körpers Hütte zerbrannt,
die Glut ſein Herz verzehrt. Weh ſangen auf
die Trauernden über des teuren Königs Tod!
Dann gruben und höhten die Gautenhelden
am Hang einen Hügel, hoch und breit,
den Seefahrern weit aufs Meer hin ſichtbar,
und bauten in zehn Tagen zu Ende
des Helden Steinhaus. Die hohe Brandſtatt
umſchaufelten ſie mit einem Wall,
wie weiſe Männer es angeordnet.

Den ganzen Hort im Hügel verbargen ſie,
Gold und Geſtein, das die grimmen Gauten
entgruben zuvor des Bodens Hut.
Des Adels Kleinod empfing der Grund
der Erde; im Sande liegt das Metall
nun wieder unnütz wie ehedem.
Drauf ritten die Reiter um den Hügel,
zwölf Reiter von Adel erhoben da
in heiligem Chor des Königs Heldentod,
ſingend und ſagend ſeiner Taten Ruhm,
preiſend hoch ſeinen Drachenkampf."

Der Leichenbrand führte natürlich zu einer allgemeinen Schrumpfung der Grabgröße. Anfangs legte man zwar die Aſche noch in die alten Steinkammern, daneben Waffen und Schmuck. Allmählich aber errichtete man nur noch Flachgräber ohne Kammer und Hügel. Die Aſche wurde einer Urne übergeben, und ſo entſtanden die Urnenfriedhöfe.

Eins der großartigſten Werke der Zeit um 1000 iſt das Königsgrab von Seddin in der Priegnitz. Auf einem Hügel erhebt es ſich im Schatten alter Buchen und Eichen, bekrönt von einer Kiefer. Es hat einen Durchmeſſer von 90 m, eine Höhe von 11 m und mißt 300 Schritte im Umfang. Ein weiter Steinkreis von wuchtigen Findlingen umgab den gewaltigen Grabbau als Vorhof. Uralte Sage erzählt, daß dort König Hinz in dreifachem Sarge aus Kupfer, Silber und Gold begraben liege. Man fand freilich in einer neuneckigen Kammer (dem erſten Sarge) nur ein Tongefäß (den zweiten Sarg) und darin eine koſtbare getriebene Bronzeurne (den dritten Sarg). Dieſe barg die Aſche eines kräftigen Mannes von über 30 Jahren, der offenbar im Schmuck des Hermelins verbrannt war, denn einige Knochen dieſes Tieres lagen dabei. Neben der Haupturne ſtanden noch zwei andere mit der Aſche einer Frau zwiſchen Zwanzig und Dreißig und der eines Mädchens. Hatten ſie einſt dem König in den Tod folgen müſſen? Rings um dies mächtige Denkmal, in dem viele Waffen und Schmuckſtücke auf einen oſtdeutſchen, vielleicht ſuebiſchen Fürſten hindeuteten, lagen noch viele andere Gräber: die treuen Gefolgsmannen ihres Herrn. Unter den Geräten fallen beſonders eine Nähnadel und ein Dorn auf, weil ſie beide aus Eiſen ſind. Man kannte alſo vereinzelt dies neue Metall in Deutſchland ſchon um 1000.

Die Eiſenzeit

Um 800 v. Chr. geht die Bronzezeit zu Ende. Ein neues Metall gewinnt langſam an Boden. Dem friedlichen Jahrtauſend folgt endlich, ſo ſcheint es, ein Zeitalter der Kriege — dem Eiſen entſpricht das eiſerne Zeitalter.

Die früheſte uns näher bekannte Großmacht der Erde — Ägypten — war ſchon 1500 Jahre v. Chr. im Beſitz dieſes neuen Metalls. Allerdings ſind die Pyramiden mit harten Bronzen erbaut. Aber ſchon im 13. Jahrhundert v. Chr., während der 19. Dynaſtie, ſpricht eine ägyptiſche Inſchrift vom Eiſen. Weiches Eiſen kennen ſchon die Pyramidentexte des Alten Reichs. Langſam bricht es ſich Bahn nach Norden. Nach 1200 iſt es in Kreta, früheſtens 1100 im Kaukaſus bekannt. Nach Montelius iſt es möglicherweiſe in Ägypten oder Südweſtaſien an einer beſtimmten Stelle entdeckt und hat ſich von dort her verbreitet. In Mitteleuropa tritt es um 1000 v. Chr. auf, alſo noch in der Bronzezeit. Aber ungehärtet zeigt es keine Vorzüge vor der Bronze, auch ward es anfangs nur ſelten zutage gefördert und diente daher nur zu Einlegearbeiten.

Das Wort „Eiſen" gilt als illyriſches Erbwort — auf jeden Fall iſt es nach 1000 v. Chr. in ganz Mitteleuropa zur Bezeichnung des neuen Metalls geläufig. Im 7. Jahrhundert, alſo zu Beginn ihrer tauſendjährigen Wanderzeit, treten dann bei den Germanen die früheſten Eiſenwaffen auf. Das Wort „Stahl" iſt germaniſch und dasſelbe wie „Stachel". Es handelt ſich alſo nur auf dem Gebiete der Werkzeuge und Waffen um eine Vorherrſchaft des Eiſens. Dagegen blieb der Bronzeſchmuck, es entfaltete ſich die Kunſt der Blei- und Silberarbeit, des Glasblaſens, des Lötens und der Metallvergoldung. Das Bild dieſer neuen Zeit wird ergänzt durch die Tatſache der Einführung des Elfenbeins, des Glaſes und der Münzen, überhaupt neuer Erfindungen auf allen Gebieten wie der alphabetiſchen Runen (während die früheren gewiß weit in die Steinzeit hinabreichen), der Hoſe, des Gürtelhakens, der Moorbrücken (Knüppeldämme) und Wurten, der Beſiedelung der Marſchen.

Die älteſten Eiſenhütten ſind ſogenannte Waldſchmieden, in denen man den im Flachland gefundenen Raſeneiſenſtein verhüttete. Den Gruben führte man durch ſchräg ſeitlich angelegte Holzröhren mittels Gebläſes Luft zu und begann die Schlacken auf Holzkohlen zu ſchmelzen. Etwa nach zehn Stunden war das Eiſen im Boden der Grube zuſammengeſintert, während die Schlacke oben blieb. Mehrfache Wiederholung dieſes Verfahrens lieferte gares amboßreifes Eiſen.

Während nun in Süddeutſchland zwei reiche nichtgermaniſche Kulturen (Hallſtatt und La-Tène) erblühten, blieb der Nordweſten prunklos und nüchtern. Die Brandbeſtattungen in den Hügelgräbern von Weſſenſtedt bei Ülzen ſowie die flachen Urnenfelder mit den dichtgereihten Brandgräbern von Jaſtorf verraten eine harte Bauernart.

Alles in Grabſtätten der Eiſenzeit gefundene Gerät iſt überhaupt von einer auffallend trotzigen und kalten Natur. Eiſen iſt widerwillig, an ſich kunſtfeindlich, im ſchärfſten Widerſpruch zur flutend metalliſchen ſchmuckfreundlichen Bronze — ein Zweckſtoff. Erſt Ätzung, Plattierung, Tauſchierung zähmen es auf ihm artfremde Weiſe. Stoff und Form, Kunſtwille und Nutzen laufen auseinander. Die Wunderzierate der Bronzezeit vertrocknen. Der Übergang vom Bronzeguß zur Schmiedekunſt mußte ja zu einer gewaltigen Stockung führen — noch faſt ein halbes Jahrtauſend nach Chriſtus liegt, vergleichen wir mit Zuſtänden der herrlich ſchöpferiſchen Bronzezeit, die altnordiſche Kunſt wie gelähmt am Boden. Wenn ſie ſich aber nach dieſer Zeit zu einer neuen letzten Blüte erhebt, ſo iſt dies in eigentümlicher Weiſe mit der keltiſchen La-Tène-Kultur zu danken, inſofern dieſe den ſüdlichen Einflüſſen der mächtig aufſtrahlenden antiken Mittelmeerkunſt einen Damm entgegenſetzte. In dem nun entſtehenden Kampf zwiſchen ſüdlicher Naturnachahmung und nordiſchem Ausdruck fing die La-Tène-Kultur die beſtrickenden Formen der römiſchen Klaſſik ein, baute ſie großenteils ab und bildete ſo ein rieſiges Schutzpolſter für den Norden, der ſich hinter dieſer Wand von den Erſchütterungen ruhig zu erholen vermochte.

Nachdem alſo die Vorfahren der Niederſachſen und Nordgermanen das Eiſen anfangs nur widerwillig übernommen, bemächtigte ſich ihr Wirklichkeitsſinn dieſes Metalls nunmehr mit Leidenſchaft. Schwarzblau wie Nordſeewoge wirkt der Glanz ihrer Schwerter — eiſern waren die Lanzenſpitzen, eiſern die Geſchirre der nun oft mitverbrannten Lieblingsroſſe, abſichtlich verbogen alle dem Kriegsgott geweihten Waffen, die Gräber überhaupt voller Waffenfunde, aus denen uralter Kampflärm uns entgegenklingt: Eiſen bedeutet Krieg!

Mit der Entdeckung des Eiſens beginnt der mehr als tauſendjähre Völkerſturm.

Die Schmuckſtücke blieben freilich, ſoweit ſie nicht aus Gold oder Silber geſchmiedet wurden, noch während der ganzen Eiſenzeit oft genug aus Bronze gearbeitet, doch finden ſich häufig Ornamenteinlagen aus Gold und Eiſen, eiſerne Nadeln an bronzenen Spangen, zuweilen Email auf Bronzegeſchmeiden. Dagegen werden die Waffen nunmehr faſt immer aus dem neuen Eiſen geſchmiedet. Die roſtfarbigen Klumpen der Sumpferze ſchmolz man zu dunklem Metall: auch in Skandinavien ſind alte Eiſenſchmelzöfen entdeckt. Dort entſtanden die Hauptwaffen ſchon der vorrömiſchen Eiſenzeit: Schwerter und Lanzen, Pfeile und Äxte. Die Schwerter waren nun nicht mehr wie früher ſtets zweiſchneidig, ſondern oft einſeitig geſchärft, auch wurden ſie vorwiegend zu Hiebwaffen.

In den 400 Jahren nach der Zeitwende (der römiſchen Eiſenzeit) drang aber, je mehr das Kaiſerreich ſich dehnte, mancherlei Südgerät nach dem dingedurſtigen Norden: Münzen, Glasbecher und Bronzevaſen, Kettenpanzer und antike Statuetten. Man hat ſogar die Zeichen pompejaniſcher Werkmeiſter auf im Norden gefundenen Bronzegefäßen entdeckt.

Die Eiſenzeit wird folgendermaßen eingeteilt:

800—500 v. Chr.: Ältere Eiſen- (Hallſtatt-) Zeit.
500 bis Zeitwende: Jüngere Eiſen- (La-Tène-) Zeit.
Zeitwende bis 400 n. Chr.: Germaniſche Kultur der Römiſchen Kaiſerzeit.
400—600: Völkerwanderungszeit.

Hallſtatt-Kultur

(800—500 v. Chr.)

Während Nordweſtdeutſchland zum mindeſten in der Älteren Eiſenzeit abgeſchloſſen in ſich verharrt und zu einer gediegenen, aber genügſamen Bauernkultur übergeht, beteiligen ſich der Süden, Weſten und Oſten ſchöpferiſch an einer völlig neuen Bildung.

Man bezeichnet ſie mit dem Namen Hallſtatt, obgleich hier im Salzkammergut, wie man heute weiß, erſt die jüngeren Erzeugniſſe dieſes Stils gefunden werden. Das Neue iſt eine Miſchkultur, an der vor allem die Nordiſche (Kelten und Nordillyrier), daneben die Dinariſche Raſſe beteiligt iſt. Sie hat weit nach Ungarn, Venetien, ins norditalieniſche Villanova und über die ganze Apenninenhalbinſel ausgeſtrahlt. Nach Frankreich und Spanien brachten ſie die Kelten — der Norden dagegen blieb im ganzen wenig empfänglich.

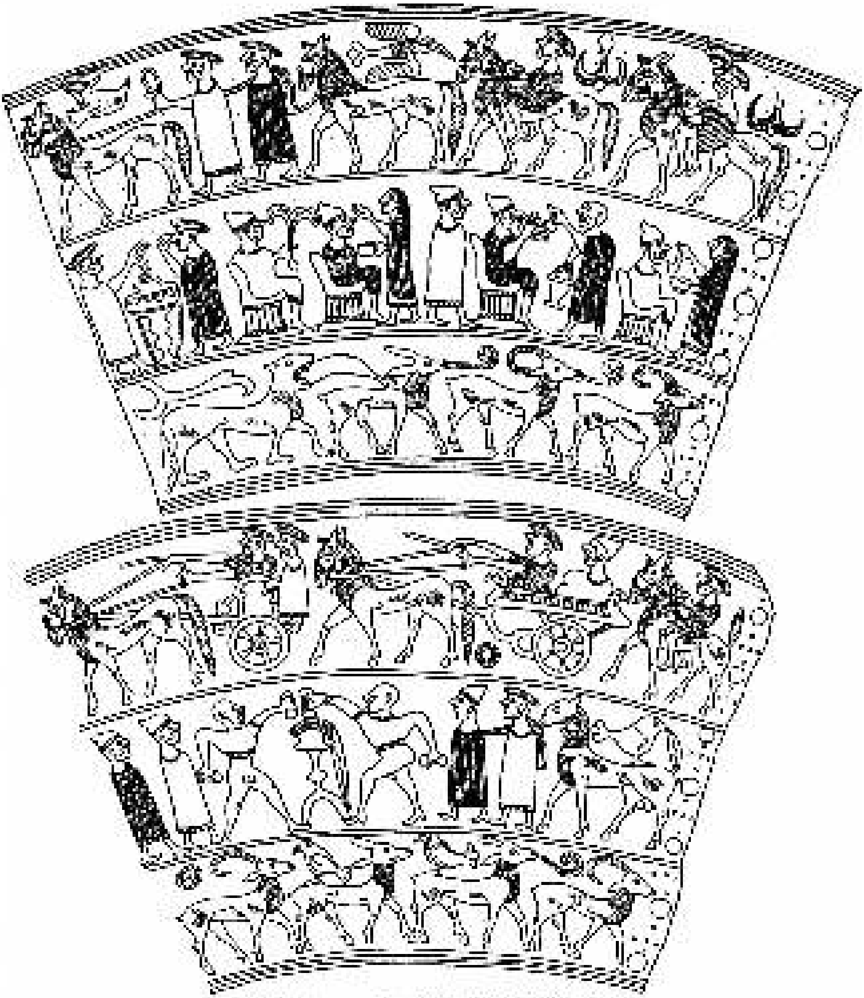
Das iſt verſtändlich, denn Hallſtatt bedeutet ſpieleriſches Rokoko. An Stelle ſchlichter Würde und Zweckmäßigkeit, wie die Germanen ſie lieben, trat übertriebener Prunk, Gefallſucht und Künſtelei. Die neue Eiſenſchmiedekunſt ergänzte den Bronzeguß und rief einen erſtaunlichen Reichtum neuer Formen und eine geſteigerte Technik hervor. Unter den Zierbildungen fallen beſonders Tier- und Menſchendarſtellungen auf. Aber oft genug widerſprach die Tändelei der Form dem Zweck: am deutlichſten vielleicht bei den Schwertern mit ihren rein ſpieleriſchen Griffen.

Die Hallſtattzeit war offenbar eine Zeit herrlichen Friedens und Lebensgenuſſes. Es waren ſchönheitsdurſtige Menſchen, übermütige Fürſten und reiche Bergwerksbeſitzer in den fruchtbaren Alpen- und Flußtälern, die in dieſem Überfluſſe ſchwelgten. Dort dampften die Salzpfannen, dort hämmerten die Waldſchmieden, viele Hände förderten aus Felſen die bunten Metalle zutage. Auf den Waſſerwegen ſchwebten die Salzleichter hinab, und die uralten Handelsſtraßen und Päſſe waren belebt mit Händlern und wanderndem Volk.

Allgemein werden damals die Höhenburgen. Die Veſte Montabaur bei Ems hat gar ein Größenverhältnis von 1500 : 900 m. Berühmte ſüd- und weſtdeutſche Bergneſter gehören in dieſe Zeit: der Marienberg bei Würzburg, der Heiligenberg bei Heidelberg, der Ringwall auf der Lorelei, die Gickelsburg im Taunus und der Johannisberg bei Nauheim. Es ſind wohl meiſtens Befeſtigungen zur „Sicherheit“, gewiſſermaßen für ewigen Frieden.

Stätten althallſtättiſcher Kultur ſind auch Salem am Bodenſee und Koberſtadt am Odenwald. Die Tongefäße von Salem ſind in einem herrlichen geometriſchen Stil, zum Teil in Rot und Schwarz, bemalt. Die Odenwaldkultur iſt weitverbreitet und erſtreckt ſich ins Rhein- und Maintal, durch ganz Nord-Baden und -Württemberg. Dieſe Koberſtädter ſollen übrigens vorwiegend Jäger und Viehzüchter geweſen ſein. Rheinabwärts ſchließt ſich eine verwandte Eiffel-Hunſrück-Kultur an.

Hallſtatt ſelbſt dagegen ſowie die Landſchaft Krain entfalten die jüngere Blüte von Hallſtatt. Hier ſind über 1000 Gräber durchforſcht. Sehr bezeichnend iſt die Vorliebe für überladene Gewandhaften, „Kahnfibeln" und „Paukenfibeln". Der Bügel iſt breit, entweder kahn- oder halbkugelförmig, am Innenrand mit Vogelköpfen verziert; am Außenrand ſchaukeln an Kettchen dreieckige Klapperbleche. Eine andere Leitform bilden die mit Bronzeblech überzogenen Ledergürtel. Sie zeigen reiche geometriſche Ornamentik. Im Weſten herrſcht das Viereck vor, im Oſten die Donauſpirale.



Bildfrieſe von einem Eimer aus Watſch in Krain.

Prachtvolle Helme und ein ſchön ſtiliſierter Panzer ſtammen aus Krain, bronzene Weineimer mit erſtaunlich reichem Bilderwerk aus Watſch in Krain und Bologna. Dieſe Flachbildſtreifen eröffnen einen köſtlichen Einblick in damaliges Leben und Treiben! Wir ſehen Feſtmärſche, Opfer, feierliche Umfahrten, Wettkämpfe, Muſikſtündchen und große militäriſche Paraden, tierkopfgeſchmückte Dogcarts, Reiter auf langmähnigen Roſſen, Prieſter mit Jeſuitenhut; Boxer, die um einen Prunkhelm kämpfen, Jäger und Haſe, Hunde, Raſierſzenen, Widder, Steinböcke, getragene Amphoren und Phantaſiegreifen. Übrigens bezeugen altiriſche Sagen, daß der altindogermaniſche Wagenkampf ſich lange bei den Kelten erhielt, während das Reiten dort zurücktrat.

Eine offenbar oſtgermaniſche Eigentümlichkeit dieſer Zeit ſind die meiſt weſtpreußiſchen, poſenſchen und ſchleſiſchen Geſichtsurnen. Die Urne wird lebendig, nimmt ein Geſicht an. Dieſe Vermenſchlichung ſtammt nicht von Süden. Ebenſowenig iſt ſie durch Einflüſſe aus Skandinavien zu erklären. Sie iſt vielmehr eine Eigentümlichkeit der dort einſt bodenſtändigen, ſchon 300 v. Chr. nach Südoſten abgewanderten germaniſchen Baſtarnen.

La-Tène-Kultur

(500 v. Chr.—Zeitwende)

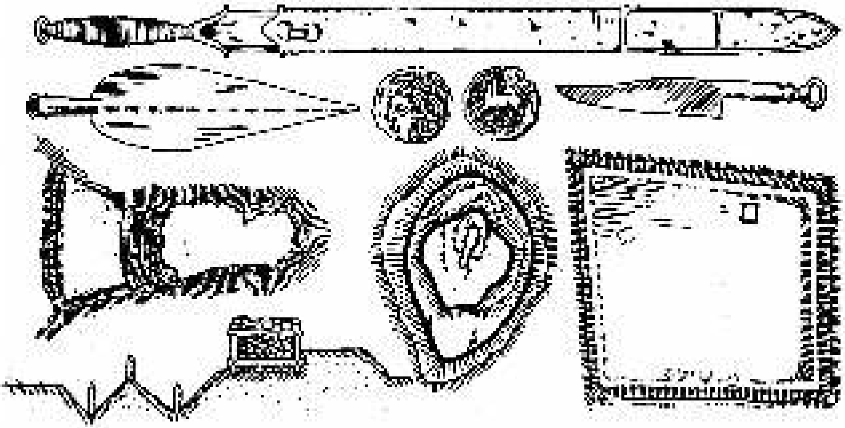
Auf die üppige Hallſtattzeit folgt das wieder ſtrengere La-Tène. Es iſt genannt nach der Waſſerburg der Helvetier am Neuenburger See. Der Süden Deutſchlands behält alſo weiterhin die Führung. Auch in der vorhergehenden Spanne fanden wir vereinzelt große Burgen, doch blieb zweifelhaft, ob ſie nicht einem älteren Urnenfeldervolk Weſtdeutſchlands angehören. Im La-Tène dagegen bezeichnet die Fülle gewaltiger Bergveſten faſt überall den Höhepunkt der keltiſchen Macht und Ausbreitung.

Es ſind dies nicht mehr nur Pfahlwerke, ſondern Wehrbauten mit ſtarken Wällen, die ſich durch Ausgrabung als dicke Steinmauern enthüllen. Bald ſind es Rundburgen wie die Steinsburg bei Römhild, bald Zungenburgen auf Bergnaſen wie der Hünſtollen bei Göttingen. Ein römiſches Legionslager umfaßte einen Raum von 430: 540 m (23 ha) — die Manchinger Burg dagegen iſt 2 km lang und hat einen Umfang von 5 km! Zu dieſen rieſenhaften Volksburgen gehören auch der Hohen Neuffen bei Urach, die Milſeburg in der Rhön, der Altkönig bei Homburg und die Amöneburg bei Kaſſel, ebenſo die Bergwehren zum Schutze des Siegener Erzlandes. In Frankreich entſprechen ihnen die keltiſchen oppida, von denen Caeſar berichtet. Die deutſchen Bergneſter ſind fraglos Sperrfeſten gegen die immer wuchtiger nachdrängenden Germanen. Gegen Ende der La-Tène-Zeit treten aber die Gipfelburgen zurück. Wir finden ſtatt deſſen die Viereckſchanzen, offenbar befeſtigte keltiſche Gutshöfe. Aus ihnen ſind ſowohl die römiſchen villae rusticae wie die fränkiſchen curtes regiae hervorgegangen, wie ſie ſpäter Karl der Große bis zur Weſer vorſchob.

Den kriegeriſchen Zug der keltiſchen Herrengeſchlechter ſpiegeln auch die Gräber. Es ſind faſt immer Skelettbeſtattungen. Sie enthalten beſonders Waffen, zuweilen Kriegswagen und Roſſe. Das Metallgerät iſt zweckmäßig und gut gearbeitet. Hier findet man auch die erſten dornartigen Sporen. Ein glänzend gebauter vierrädriger Wagen konnte aus einem Funde im Elſaß zuſammengeſetzt werden.

Der eigentliche Zauber dieſes Stils, beſonders des Früh-La-Tène, liegt aber in ſeiner Zierkunſt, wie ſie uns etwa die Funde von Matzhauſen in der Oberpfalz, Klein-Aſpergle am Neckar und St. Goar erbracht haben. In Matzhauſen überraſchte eine wundervolle ſchwarze Tonflaſche mit Tierfries, die ſicher „deutſche" Arbeit darſtellt. Es ſind nicht Phantaſieweſen wie häufig in der Hallſtattkunſt, es iſt deutſches Haus- und Waldgetier: Gänſe und Schweine, Haſen, Hirſche und Rehe. Dies Stück iſt eine der frühſten mit Drehſcheibe hergeſtellten Arbeiten. Dagegen bot das Fürſtengrab von Klein-Aſpergle ein ganz anderes Bild. Der Hügel hatte 60 m Durchmeſſer und war 6 m hoch. Der Fürſt ſcheint auf ſeinem Landgut begraben zu ſein; in der Nähe, droben auf dem Hohenaſperg, verrät ein Ringwall die zugehörige alte Gauburg. Dies Grab enthielt griechiſche Schalen der Perſerzeit, von den „protzigen keltiſchen Fürſtlichkeiten" mit einem Kranze von Goldblättchen „verſchönt", ferner prunkvolle Goldlöffel und Trinkhornbeſchläge. Überall auf dieſem Kunſtgewerbe zeigen ſich die blattartigen Schwellbänder, Buckelaugen, Palmetten, Schnecken, rundlichen Wülſte und Spiralornamente — eine Art Barock.

VORRÖMISCHE EISENZEIT



Ein anderer Zug über Hallſtatt hinaus drängt zur plaſtiſchen Tierbildung. Im hallſtättiſchen Kreiſe zeigten ſich wohl ſchon Reliefs und Zeichnungen dieſer Art, jetzt aber treibt alles, Ornament und Gerätform, zur Tiergeſtalt. Der Quellpunkt der nordiſchen Tierornamentik iſt hier jedoch nicht zu ſuchen, dieſe bildet vielmehr einen ſelbſtändigen Zweig für ſich. Die Fibeln gewinnen nun

Hunds- und Widderköpfe, ſie beginnen ſich zu winden und eigentümliches Eigenleben zu nehmen. Beſonders freilich offenbart der Fund von Vettersfelde bei Guben erſtaunliche, jedoch ſkythiſche Bildungen. Er enthielt Schmuckgehänge, eine Dolchſcheide, Ortbänder, Ringe, eine Bruſtkette, eine goldene Roſe mit Tierfrieſen ſowie einen großen Goldfiſch mit Tierbildern. Es ſind wundervoll lebendige Weſen: Hirſche, Löwen, Fiſche, Adler, Widder, Wölfe, Steinböcke, Haſen, Löwen, Panther ſowie ein Meerweib.

Dieſe Gebilde zeigen die Einwirkung Oſteuropas. Die Tierornamentik iſt eine Frucht des ſkythiſchen Südrußland, das wieder den Einfluß des frühioniſchen Stils erfuhr, denn am Schwarzen Meer lagen altgriechiſche Kolonien. Schon die bemalte Steinzeitkeramik des Kaukaſus zeigt fauchendes Getier. Aber der naturaliſtiſche Zug darin iſt ſicher Mittelmeergut, die meiſten Indogermanen blieben auch in naher Berührung mit dem Südoſten unbildhaft. Ihre Tierornamentik iſt Linienfreude, jubelndes Spiel mit lebendigen Geſtalten, niemals Naturnachahmung.

Demgegenüber ſind die Münzen des La-Tène nur Lehngut aus dem Hellenismus, nachgekritzeltes Linienwerk griechiſcher Buchſtaben, die tatſächlich führenden Kreiſen bekannt waren. Caeſar fand im helvetiſchen Lager ſogar griechiſch geſchriebene Stammrollen.

Im ſpäteren La-Tène erliſcht dieſe ganze Frühblüte raſch. Die Kelten ſind in Bewegung geraten und wogen kämpfend und erobernd nach allen Richtungen. Von dem ganzen Tierſpuk der Gewandnadeln bleibt faſt nur die ſchlichte Bogenfibel, die Gefäßformen vertrocknen. Im Norden Deutſchlands wirkt der einſt vom Lauſitzer Stil erfüllte, jetzt germaniſche Oſten. Eine Eigentümlichkeit ſind hier die Brandgruben ohne Urne. Auch bringen einzelne Gegenden Nordweſtdeutſchlands noch Beſonderes, ſo die Holſteiniſche Nadel (eine einfache Flügelfibel) der Stufen von Jaſtorf und Ripdorf; Lüneburg und die Niederelbe entwickeln ſodann die Viereckige Fibel, die nach Schwantes eine Leitform langobardiſchen Volkstums iſt. Aber wiederum ſcheint ein großes Jahrtauſend verklungen.

Der germaniſche Völkerſturm

Während der Blüte jener keltiſchen Kulturen in Süd- und Weſtdeutſchland vollzieht ſich im Norden mit wahrer Lawinengewalt ein Vorgang von ungeheurer Größe.

Unſere Moore ſowie das Eindringen der Buche in die Oſtſeeländer bezeugen, daß gegen Ende der Bronzezeit ein Klimaſturz erfolgte, der wohl nur die Auswirkung einer größeren periodiſchen Wetterſchwankung war. Die Temperatur fiel um 2°, die trockenen warmen Sommer der Bronzezeit wurden zuſehends durch regenreiche und kühlere abgelöſt. Und da ſich ohnehin die Bevölkerung

Skandinaviens bis an die Grenze des Möglichen vermehrt hatte, ohne daß Wald gerodet und neuer Siedelraum gewonnen wurde, ſo erfolgte, entſprechend dem hemmungsloſen Abenteuer- und Tatendrang der als Ackerbauer vordringenden Germanen, eine Entladung des Nordkreiſes von ungeheurer Gewalt.

Man muß dieſe Erſcheinung als große Einheit ins Auge faſſen, um ſich ihrer Bedeutung recht bewußt zu werden. Sie überſpannt, ſoweit wir heute ſehen, mehr als ein volles Jahrtauſend. Sie beginnt vor 700 v. Chr. und endet mit dem Vormarſch der Langobarden nach Norditalien im Jahre 568 n. Chr. oder eigentlich erſt um 600 mit dem Abmarſch der Weichſelgoten. Sie umfaßt alſo einen weit größeren Zeitraum als die ſogenannte „Völkerwanderung“ (375 n. Chr. bis 568), die nur ihr letzter, deutlich ſichtbarer Stoß iſt, und ſetzt ſich einwohnend noch weiter fort in dem Zeitalter der Wikinger und Wäringer (750—1050) ſowie in den Kreuzzügen (1096—1270). Der „Mutterſchoß“ dieſer Völker war ſchon nach dem Urteil des Goten Jordanes Skandinavien. Demnach verläuft der mehr als tauſendjährige Völkerſturm der Germanen in fünf Wellen:

I. 700 v. Chr. bis 600 n. Chr.: Erſter Vorſtoß.

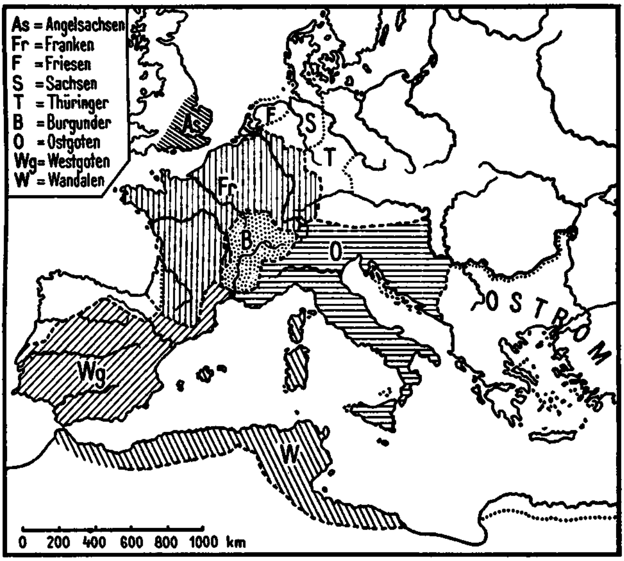
Dieſer gliedert ſich in folgende Einzelzüge:

600 v. Chr.: Auswanderung der Gotländer und Langobarden,
200 „ „ Baſternen und Skiren am Schwarzen Meer,
150 „ „ Burgunder und Rugier nach Pommern,
120 „ „ Kimbern, Teutonen, Ambronen, Wandaler von Jütland nach Süden,
v. 1 „ „ Gotenüberfahrt,

180 n. Chr.: Abmarſch der Oſtgoten nach Südoſten,
214 „ „ Goten am Schwarzen Meer,
300 „ „ Gepiden wandern vom Weichſeldelta fort,
600 „ „ Abmarſch der Weichſelgoten, Anmarſch der Slawen.

Nach anderer Anſchauung ſind die Wandaler (Nordjütland) und Langobarden (Südweſtſchweden) mit den Kimbern zuſammen um 150 v. Chr. gegen die Odermündung vorgeſtoßen. Sehr wichtig iſt aber, daß Weſtpreußen und Nordpoſen, ja ſogar Polen, zur Urheimat frühgermaniſcher Kultur gehören und erſt im 6. Jahrhundert n. Chr. ſlawiſch wurden (Baſtarniſche Geſichts- und Hausurnen ſowie Steinkiſten). Die Polen haben alſo urgeſchichtlich nicht den Schimmer eines Rechts auf Oſtdeutſchland.

Dieſer rieſenhafte Vormarſch eines großen Teils der Oſtgermanen nach Südrußland hat dort um 350 die Bildung eines gotiſchen Weltreichs unter Ermanarich zur Folge. Leider war die verhängnisvolle Kehrſeite die Entvölkerung Oſtdeutſchlands und das langſame Vorrücken der Slawen. Bis 800 ſchoben ſie ſich bis zur Elbe vor: ſpäter bis zu einer Linie von der Eiderquelle über Ilmenau—Saale—Enns und Iſonzo. Der Kampf gegen die öſtlichen Eindringlinge hat zwar den deutſchen Kampfeswillen immer neu entfacht und zu größten Kulturleiſtungen geführt; die Vermiſchung mit den Wenden und Polaben, Obotriten und Sorben, Hevellern und Liutizen bedeutet aber für den deutſchen Volkskörper offenbar eine Trübung und Lähmung. Allerdings waren die Urſlawen wohl nordiſch, aber mit und nach ihnen ſind im Lauf der Zeit immer mehr ſlawiſch ſprechende Scharen der (wahrſcheinlich aſiatiſchen) oſtiſchen und oſtjüdiſchen Raſſe eingedrungen. Sie ſtehen tief unter den Indogermanen.



Die germaniſchen Reiche um 526.

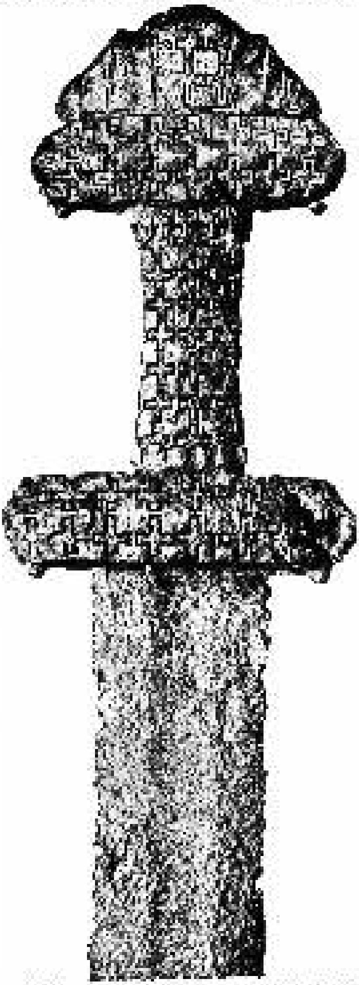
II. Durch den um 375 aus Weſtaſien hervorbrechenden Hunnenſturm unter Attila wird aber der gotiſchen Bewegung eine rückläufige Richtung nach Weſten gegeben. (Zweiter Vorſtoß.) Einzelne oſtgermaniſche Völker haben ſich bereits unabhängig davon nach Weſten gewandt: die Burgunder von der Lauſitz nach Oſtfrankreich, die Wandaler von Sachſen nach Nordafrika! Dieſe Weſtwendung der Oſtgermanen führt dann zur Eroberung ganz Südweſteuropas, vor allem Spaniens und Italiens, zum Untergang des Römerreichs und der antiken Welt. Mit germaniſchem Blute wird der ganze Südweſten gedüngt. Nachdem ſchon die Kelten von dieſem zerwühlten Acker als Volk bis auf wenige Reſte aufgeſogen ſind, trifft ein gleiches Geſchick nunmehr die Germanen. Das geſchichtliche Ergebnis iſt die Entſtehung der Romanen.

III. Die beiden oſtgermaniſchen Vorſtöße haben eine ungeheure Wirkung. Sie läuten das antike Mittelmeerreich zu Grabe. Im übrigen aber verpuffen ſie ſelbſt in der ſogenannten „Völkerwanderung“. Mit dem langſameren Vorrücken der Weſtgermanen verbindet ſich dagegen die Begründung dauernder Reiche, weil ihre Völker nicht planlos umherſchweifen, ſondern langſam Schritt für Schritt ihr nordiſches Heimgebiet erweitern. Dieſe dritte Welle wird vor allem von Sachſen und Franken vorgetragen.

Die größte räumliche Entwicklung in aller Geſchichte überhaupt haben die Sachſenvölker (Sachſen, Angeln, Jüten) durchgemacht. Urſprünglich ſaßen ſie in Holſtein, wenn nicht noch früher (alſo vor der Zeitwende) in Jütland oder Skandinavien. Um 250 n. Chr. brachen ſie nach Süden über die Elbe hervor, um 300 waren die Seeufer bis zur galliſchen Nordküſte ſächſiſch, die Vlamen entſtanden, von 360–460 wurde England erobert. Von Sachſen her wurde im Mittelalter vor allem der oſtdeutſche Boden den Slawen wieder abgenommen: Brandenburg-Preußen iſt eine ſächſiſche Kolonialmacht mit Einſchuß mittel- und oberdeutſchen Bluts. Von England aus aber ſpringt die angelſächſiſche Kultur nach Nordamerika (1584), Indien (1600) und Auſtralien (1788), zuletzt nach Ägypten und Südafrika über.

Demgegenüber gelang es den Franken, das größte Feſtlandreich des Mittelalters zu begründen: das der Karolinger.

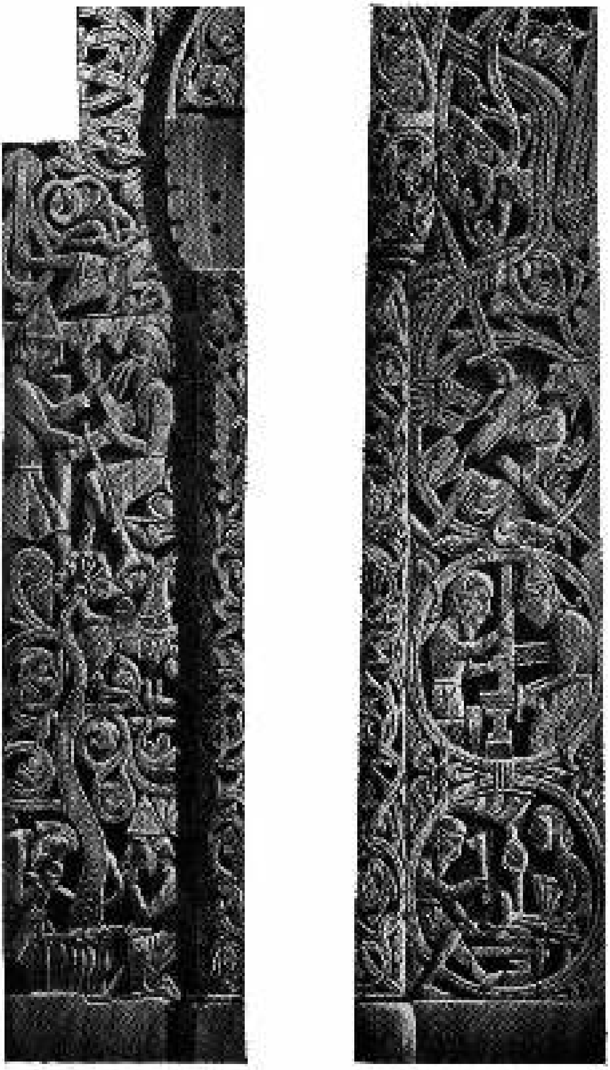
IV. und V. Auf dieſe drei Völkerwellen folgen endlich als vierte und fünfte die Wikinger-Wäringer-Fahrten ſowie die Kreuzzüge.



Wikinger-Schwert mit Bronze-Silber-Griff aus Dohns (Hedemarken).

Germaniſche Kultur der Völkerwanderung

Vor dem Andringen der Germanen waren endlich die Kelten bis auf geringe Unterſchichten nach Weſten und Südoſten abgerückt. Die letzten Keltenwanderungen fielen noch in die Zeit des eiſernen Römerreichs (etwa 300 vor bis 300 nach Chriſtus). Immer deutlicher kündigte ſich der Entſcheidungskampf zwiſchen Germanen und Römern (alſo zwei indogermaniſch redenden verwandten Völkern) an. Die Völkerwanderung war, wie wir ſahen, der Vorgang, in dem das Reich Caeſars und der Imperatoren zuſammenſtürzte, in dem aus Germanen, Römern und der Vorbevölkerung die junge Völkergruppe der Romanen erſtand.



Türflügel der Stabkirche von Hylleſtad im Sätersdal mit Darſtellung der Sigurd-Fafnir-Sage (aus „Wikinger und Normannen" von Karl Theodor Straſſer).

Welche Kultur nannten die Germanen der Völkerwanderung ihr eigen? Wie konnten ſie ſo Großes vollbringen? Ihr Leben und Weſen haben uns zuerſt

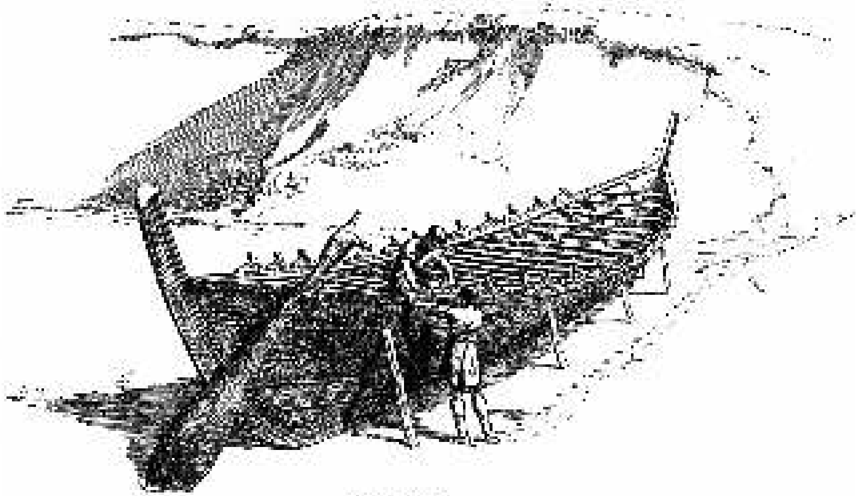
Caeſar und Tacitus geſchildert. Caeſar ſpricht von ihnen mit Achtung, Tacitus mit Bewunderung. Späterhin ſind der alten Geſchichtsſchreiber ohne Zahl.

Tacitus bemerkt in ſeinem Buch über Deutſchland (Germania, 98 n. Chr.) einmal, es ſei den Germanen ſchimpflich, „ſich im Schweiße das zu erarbeiten, was man durch Blut gewinnen kann“. Solche Worte ſind über die Germanen immer wieder geſprochen. Und ſo ſteht das eine wohl im Vordergrund ihrer ganzen Kultur: der alte indogermaniſche Kriegeradel hatte ſich im Nordkreis am tüchtigſten erhalten. Er iſt es, unter deſſen Führung die „Freien“ mit den Waffen in der Hand von Norden her ganz Deutſchland erobern. Dieſe Freien leben von der Landarbeit der Unfreien, Hörigen und Zinsbauern. Insbeſondere trat in der Wanderzeit der Ackerbau vor dem Waffenhandwerk immer mehr zurück. Ein ſtolzer Kampfgeiſt erfüllte dieſe gegen die Wälle des Römerreichs anrückenden Scharen. Schon Knaben wurden in Waffenübung erzogen, Reiten und Pferdepflege waren hochgeſchätzt. Der Mann ſchien ja vor allem dazu da, „um Wundenlohn zu dienen“. Eine Art Jünglingsweihe mit feierlichen Schwerttänzen und Verleihung von Speer und Schild nach vorheriger Prüfung durch die Volksverſammlung war der Beginn jedes Manneslebens.

Alle germaniſchen und römiſchen Quellen bezeugen uns auch, daß neben dem Manne die Frau als ebenbürtige Lebensgefährtin ſtand. Der Mann brachte ihr ein vollkommenen ausgeſtattetes Kriegsroß als Morgengabe. Das eiſerne Zeitalter machte auch die Frauen kriegeriſch. Oft ſtanden ſie rückwärts auf der Wagenburg und feuerten die ſchon weichenden Männer an zu neuem Sturm. In jütiſchen Frauengräbern fanden ſich ſogar kurze Dolche. „Schildmaiden“ gab es beſonders in der Wikingerzeit. Jedes Mädchens Hochziel blieb, ein „rechtes Kernweib“ zu werden. Heldenhaftes erzählen die altisländiſchen Bauernromane (die Saga) von ſolchen Frauen. Es war ein kerniges Geſchlecht. Und ſo ſpricht denn auch das auffallende Wort des Tacitus für den ſittlichen Hochwert der germaniſchen Frau, wonach ſich unſere Vorfahren „im Gegenſatz zu allen andern Völkern mit einem Weibe begnügen“. Das iſt Verherrlichung, denn auf Fürſten und Adel paßte es nicht immer — im ganzen aber iſt dies Zeugnis der germaniſchen Einehe zutreffend.

Der mächtige Bewegungstrieb der oſtgermaniſchen Völker führte in dieſer Zeit zur Entſtehung des Königtums; auch bei den Weſtgermanen bildeten ſich Fürſtengeſchlechter. Der indogermaniſche roßbeſpannte Kriegswagen war freilich im Lauf der Bronzezeit außer Gebrauch gekommen. Die Herrſcher erſchienen im Frieden auf vierrädrigem Ochſengefährt: ganz wie die Göttin Nerthus beim Frühlingsfeſt. In den Kriegen der Völkerwanderung aber brauſten ſie an der Spitze adliger Gefolge hoch zu Roß einher. Es iſt möglich, daß mit dem bronzezeitlichen Fürſtentum zugleich die höchſte Prieſterwürde verbunden war. Man hat Königsgräber mit großen goldenen Sonnenzeichen gefunden; die Wände zeigten religiöſe Umzüge und Opfer. Und neben dem Bronzeſchwert und dem goldenen Armring fanden ſich bronzene Keſſelwagen und Opfergeräte. So war es einſt. Dann aber trennen ſich Prieſter und Herrſcher: wir erleben das neue kriegeriſche Volkskönigtum der Wanderzeit.

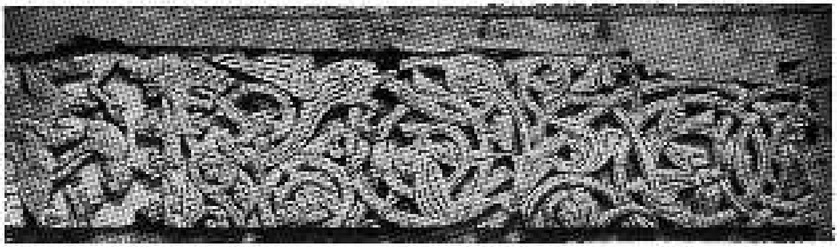
Man kann alſo ſagen, daß der urſprüngliche indogermaniſche Kampfgeiſt in der friedlichen Bronzezeit ſich beruhigte und einſchlief. Die Eiſenzeit aber ließ ihn wieder aufleben. Seine Schöpfung iſt, wie geſagt, recht eigentlich das Königtum, in dem ſich immer großartiger die ſtaatenbildende Kraft der Germanen auswirkt. Ein ganz neues Lebensgebiet eroberten ſich aber beſonders die Weſt- und Nordgermanen durch die Bezwingung des Meeres. Die Urindogermanen waren vielleicht kein ſeefahrendes Volk geweſen. Den Germanen aber wurden zu Lehrmeiſtern die nordiſchen Bronzezeitmenſchen, deren hochgeſchnäbelte Fahrzeuge wir aus den ſchwediſchen Felsbildern kennen. Den Schiffbau haben die Seegermanen bald zu höchſter Meiſterſchaft entwickelt. Tacitus rühmt die Flotte der Schweden, ſpäter ſind Sachſen und Wikinger zu Beherrſchern aller weſtlichen und nördlichen Meere aufgeſtiegen.



Nydam-Boot.

Ein wundervoller Zeuge altgermaniſcher Seegeltung iſt das Boot von Nydam im Kieler Muſeum. Es entſtammt der Völkerwanderungszeit und war ein Kriegsſchiff ohne Segel. Auf ſolchen Ruderkielen haben die alten Sachſen und Angeln Britannien erreicht und erobert. Es iſt 24 m lang, hat 28 Ruder und iſt „klinkergebaut“, das heißt die Eichenplanken greifen übereinander. Vorder- und Achterſteven ſind gleichhoch. Die Schiffszimmerkunſt iſt ganz außerordentlich ſchön und ſicher. Man verſteht von daher die herrlichen Bauten der ſpäteren Wikingerdrachen, die manchmal ſchon über 1000 Mann Beſatzung hatten. Eine prachtvolle Königsyacht mit drachengeſchnitzten Steven von wunderbarer Eichenarbeit iſt das berühmte Schiff von Oſeberg bei Oslo. Es nimmt uns daher nicht wunder, wenn immer wieder Germanen im Lauf der Geſchichte zu Seemächten werden, und wenn die Seemannsſprache noch heute überwiegend germaniſch iſt. Sind doch folgende Wörter neben vielen andern ſchon urgermaniſch: Meer, Haff, See, Woge, Flut, Klippe, Schiff, Boot, Naue, Nachen, Barke, Ruder, ferner Salz, Netz, Angel, Aal, Stör, Seehund und Walfiſch. Selbſt in die himmliſche Welt zogen Meeresgötter ein: ſo Njörd und Nehalennia, Freyr und Gefion, die Seetotengöttin Ran (Raub) und der Oſtſeegott Ägir.

Die Götter der Germanen treten jetzt klarer und ſtark vermenſchlicht vor unſer Auge. Das uralte Götterpaar war wohl der Himmelsgott und die Erde, die er im Gewitterregen befruchtet; im Grunde galt er als zweigeſchlechtige Einheit, als Twiſto. Eine alte Stammſage hat Tacitus aus germaniſchen Liedern und Erzählungen erfahren. Der erdgeborene Gott Twiſto habe einen Sohn Mannus (Menſch), und nach deſſen drei Söhnen ſeien die Gruppen der Weſtgermanen benannt: die Ingwäonen (an Nord- und Oſtſee), die Iſtwäonen (zwiſchen Rhein und Weſer), die Herminonen (zwiſchen Weſer und Oder). Dieſe Anzeichen wie auch die Tatſache, daß jeder Germane ſtets nur einen einzigen Gott als ſeinen „Freund" anſah, deuten vielleicht auf einen gemeinſamen Eingottglauben in alter Zeit zurück.



Ornament vom Oſebergſchiff.

Vor und in der Völkerwanderung treffen wir aber ſchon beſtimmte Stammesgottheiten an. Wichtig iſt die Unterſcheidung von zwei himmliſchen Familien; den friedlichen Vanen (Frey) und den kriegeriſchen Aſen (Wodan, Odhin). Die Vanen gehören wahrſcheinlich der ackerbauenden Bronzezeit an, die Aſen dem Völkerſturm. Zeitweiſe hat Wodan in Deutſchland alle andern Gottheiten in den Schatten geſtellt.

Die Sachſen verehrten Thuner, Woden und Sachsnot, die Alamannen Wodan und Donar, die Frieſen den Foſete von Helgoland, die Nordgermanen vor allem Ing — Freyr, Thor und Odhin. Unter ihnen iſt Ing der alte Gott der Ingwäonen in Jütland. An der Oſtſee wurde auch der Frühlingsgöttin Nerthus geopfert.

Unter den vielen Götterweſen der Germanen erwähnt Tacitus auch das Brüderpaar Alki, das in einem heiligen Hain der Naharvalen verehrt werde. Man ſucht dies Heiligtum auf dem Siling (— Zobtenberg) in Schleſien. Dieſe Gegend war ſchon in der Stein- und Bronzezeit beſiedelt. Die Germanen drangen jedoch erſt um 500 v. Chr. nach Schleſien ein, und auch jetzt nur in einem ſchmalen Streifen über die Oder bis öſtlich vom Siling vor. In der Zeit von 300 v. Chr. bis zur Zeitwende laſſen ſich dort aber nur ſchwache Reſte von Germanen nachweiſen. Dann erſt erſcheinen hier die von Seeland ſtammenden Silingen. Sie ſiedelten ſich auch öſtlich vom Silling an. Vielleicht hat Tacitus ſie gemeint. Brachten ſie den Alki-Kult aus ihrer Heimat mit? Faſt ſcheint es, als ob ein Meſſer der Jüngeren Bronzezeit und einige Felsbilder, die ein Götterpaar darſtellen, jene Dioskuren im Hain der Naharvalen meinen. Andrerſeits iſt der Silling, der an einem Grenzpunkt früheiſenzeitlicher Germanenſiedlung liegt, ſicherlich ſchon in illyriſcher und keltiſcher Zeit die geheimnisvolle Stätte eines uralten Götterbaums oder Götterſteins geweſen. Später haben wohl die Germanen ihren Walddienſt auf den uralten heiligen Berg übertragen. Noch um 1000 n. Chr. berichtet Thietmar von Merſeburg, auf dem Zobten ſei ein heidniſches Heiligtum, und noch heute thront dort oben eine Kapelle.

Bug des in Oseberg ausgegrabenen Wikingerſchiffes.

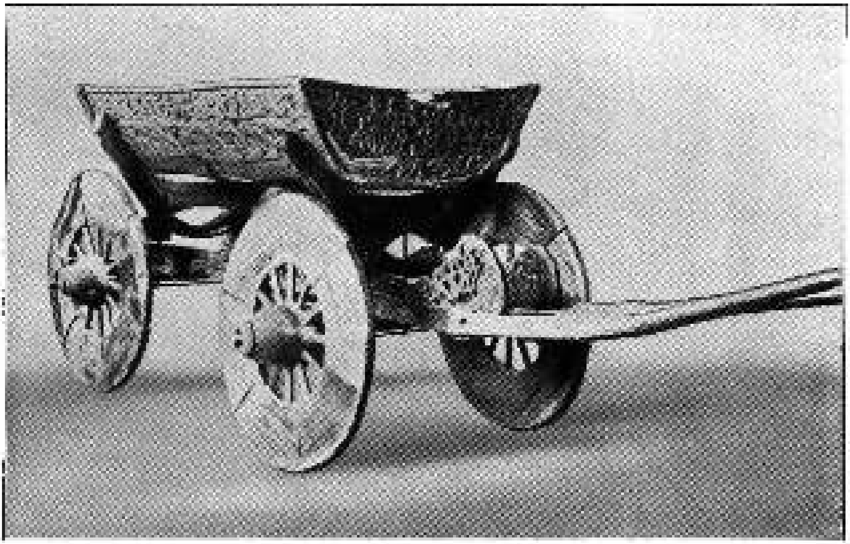
Andeutungen über ſolchen Naturdienſt macht Tacitus an zwei Stellen. Einmal über den heiligen Hain der im Havellande anſäſſigen Semnonen: „Zu feſtgeſetzter Zeit kommen in einem Walde, der durch Weihen der Väter und uralte fromme Scheu geheiligt iſt, Geſandte aller Völker desſelben Bluts zuſammen, opfern von Gemeinde wegen einen Menſchen und begehen grauenvolle Weihen barbariſchen Brauches. Dem Haine wird auch noch eine andere Ehrfurchtsbezeugung zuteil: niemand darf ihn ohne Feſſeln betreten, ſondern nur wie ein Untergebener, und um von der Macht der Gottheit zu zeugen. Wenn jemand zufällig hinfällt, ſo darf er ſich nicht aufrichten und aufſtehen: auf dem Boden muß er ſich hinauswälzen."

Die zweite Stelle enthält die Schilderung einer friedheiligen Stätte der ſieben Nerthusvölker an Nord- und Oſtſee: „Die Reudigner ſodann ſowie die Avionen, Angeln, Variner, Eudoſen, Suardonen und Nuithonen ſind durch Flüſſe oder Wälder geſchützt. An den einzelnen iſt nur das eine erwähnenswert, daß ſie gemeinſchaftlich die Nerthus, das iſt die Mutter Erde, verehren und glauben, ſie greife in die Angelegenheiten der Menſchen ein und komme zu den Völkern gefahren. Auf einer Inſel des Ozeans befindet ſich ein heiliger Hain und in ihm ein geweihter und mit Tüchern verhüllter Wagen; ihn anzurühren, iſt allein dem Prieſter verſtattet. Er merkt, wenn die Gottheit im Allerheiligſten zugegen iſt, und geleitet ſie unter vielen Ehrfurchtsbezeigungen in dem von Kühen gezogenen Wagen. Dann gibt es frohe Tage, und feſtlich geſchmückt ſind alle Stätten, welche die Göttin der Ehre ihres Beſuches und ihres Aufenthaltes würdigt. Sie fangen keinen Krieg an, ſie greifen nicht zu den Waffen; verſchloſſen iſt alles Eiſen. Frieden und Ruhe aber ſind nur ſo lange bekannt und nur ſo lange beliebt, bis derſelbe Prieſter die des Verkehrs mit den Sterblichen müde Göttin ins Heiligtum zurückgeleitet. Dann werden der Wagen und die Tücher und, wenn man es glauben will, die Gottheit ſelbſt in einem geheimen See abgewaſchen. Dabei helfen Sklaven mit, die unmittelbar danach derſelbe See verſchlingt. Daher das geheime Grauen und die heilige Ungewißheit, was das wohl ſei, was nur dem Tode Geweihte ſchauen dürfen."

Innerhalb der großen Einheit herrſchte alſo auch hier im germaniſchen Kulturkreiſe eine bunte Mannigfaltigkeit der Anſchauungen und Gebräuche.

Viel ſagt uns auch die damals in Deutſchland übliche Totenpflege über Brauchtum und Geiſt unſerer Vorfahren. Die Leichenverbrennung war in der Mittleren Bronzezeit unabhängig vom nordillyriſchen Oſten aufgekommen und mit ihr die Urne. Auch Süddeutſchland übernahm dieſe Sitte, ging jedoch ſeit 1000 v. Chr. langſam wieder zur Körperbeſtattung über. Norddeutſchland und die nordgermaniſchen Gebiete ſind nun in der Frühen Eiſenzeit (700—500 v. Chr.) durch die Herrſchaft der Leichenbrandgräber gekennzeichnet. In Mitteldeutſchland liegen bezeichnenderweiſe nördliche Urnengräber und ſüdliche Skelettgräber nebeneinander.

Nach Chriſtus kommt naturgemäß die Körperbeſtattung wieder auf, daneben erſcheinen in Oſtdeutſchland und auf Bornholm die Brandgruben ohne Urne. Zwiſchen Oder und Paſſarge ebenſo wie auf dem heiteren Seeland blieben merkwürdigerweiſe damals die Gräber waffenfrei. Vielleicht wurden hier die freundlichen Vanen und die Frühlingsfee Nerthus verehrt. Die däniſche Sage vom goldreichen Friedenskönig Frodi und einem Goldenen Zeitalter auf Seeland mag wohl daran noch dunkel erinnern. Ein unbekannter Dichter hat uns davon das „Lied von der Mühle Groti", der Wünſchelmühle, geſungen. Die Körperbeſtattung war im 5. Jahrhundert n. Chr. faſt allgemein durchgedrungen. Männer wurden mit Waffen begraben, Frauen im Schmuck. Nur die trotzigen Sachſen hielten am Leichenbrand feſt. Sie waren die letzten deutſchen Germanen, die nicht vom alten Nordglauben wichen und jeden Verſuch einer Einführung des römiſchen Katholizismus blutig abwehrten. Erſt nach dem Dreißigjährigen Sachſenkriege Karls des Großen (772–804) trat ein Wandel ein.



Wagen aus dem Oſeberg-Fund.

Wie ſah nun der Himmel der alten Germanen aus, deren Gebeine oder Aſche wir noch heute in unſerer heimiſchen Erde finden? Wir kennen ihre Anſchauungen faſt nur aus der „Edda" und Saga. Die Lieder der altnorwegiſchen „Edda" ſind zwiſchen 800 und 1200 nach der Zeitwende entſtanden. Das Chriſtentum wurde dort allerdings erſt im Jahre 1000 anerkannt, und die Volksſänger und Skalden durften gewiß auf religiöſem Gebiet nicht einfach Neues erfinden. Aber die Völkerwanderung lag dazwiſchen, und ihre Bilder bieten wohl vor allem die Anſchauungen der führenden Schichten, der Freien und nicht zuletzt eines jüngeren Hofadels. Daneben ſteht der isländiſche Bauernroman, die Saga. Seine Stoffe ſind ſogar erſt ſeit 1170 n. Chr. aufgezeichnet, vorher aber in feſter mündlicher Überlieferung bewahrt. Gleichwohl berichtet die Saga ſo wahrheitsgetreu und wortkarg wie ſonſt keine Proſa der Erde.

Michaelskirche zu Hildesheim. Meiſterwerk der ottoniſch-bernwardiniſchen Frühromanik. Mönchiſche Geſchloſſenheit mit Anklang germaniſcher Geräumigkeit und Hallenbauweiſe. 1001—1033.

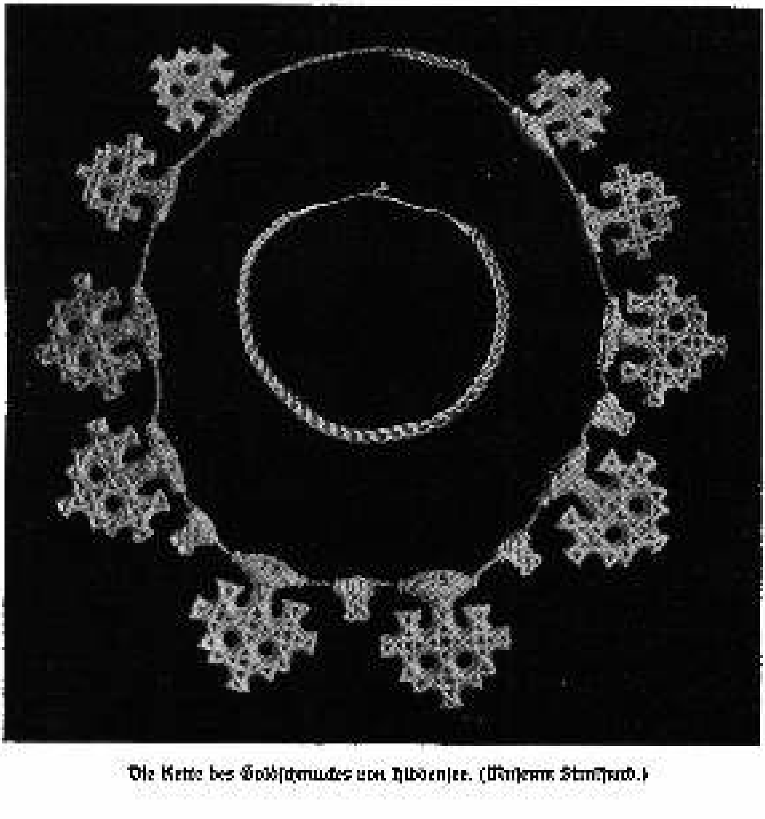
Dieſe Geſchichtswerke und Dichtungen kennen nun verſchiedene, aber ganz beſtimmte Jenſeitslande. Eigentümlich iſt, daß bei den Langobarden Männer und Weiber getrennt beſtattet wurden. Man hat daher vermutet, daß ſchon um die Zeitwende der Glaube beſtanden habe, die Kriegsgefallenen und die vor ihrem Ende mit dem Speersort Geritzten würden dereinſt in Odhins Walhall einziehen, die Frauen dagegen in die Säle der Frigg. Die Jungmädchen trafen ſich wieder in dem Himmel Gefions, die Ertrinkenden fiſchte mit dem Netz die dunkle Seeraubgöttin Ran. Auf Island verehrte man den Heiligen Sippenberg Helgafell, aus dem die Ahnen wie durch Fenſter ſegnend ins Erdenleben hereinſahen. Zu fürchten war aber die kaltſchaurige, ſchlangenwimmelnde Höhle Hel, der Aufenthalt aller Meineidigen und Verräter, aller Ächter und Gehenkten. Auch legen die zahlreichen Bootsgräber wiederum eine einheitliche Vorſtellung der germaniſchen Seevölker von einem fernen Totenlande über dem Meere nahe.

Altnordiſche Halle mit Hochſitzen

Alles, was uns die alten Berichterſtatter fremder Völker und die Funde auf deutſchem Boden zeigen, beweiſt uns die hohe, ſtark kriegeriſche Bauern- und Seekultur unſerer Vorfahren. Jene Vorſtellung, die Germanen ſeien rohe Barbaren oder wilde Naturſtämme geweſen, iſt völlig veraltet und widerſpricht allen urgeſchichtlichen und geſchichtlichen Zeugniſſen. Die Germanen hatten, als ſie in den Geſichtskreis der griechiſch-römiſchen Welt traten, ſchon eine unendlich lange Entwicklung hinter ſich. Insbeſondere war die goldreiche Bronzezeit ein Alter friedlicher Ackerbaukultur und hoher künſtleriſcher Vollendung. Bis in die Gebrauchsgegenſtände des täglichen Lebens hinein war faſt alles vorhanden, was wir heute für unentbehrlich halten: Raſiermeſſer und Nagelreiniger, in der Eiſenzeit auch etwa Spielbrett und Münzen, buntgewebtes Kleid und Sandale. Die Töpferei lebte mit neuem Linienſchmuck in der Eiſenzeit wieder auf. Man verſtand zu gießen und zu ſchmieden, es entwickelte ſich die Wunderkunſt des Zellenſchmelzes, des Zellenmoſaiks und der köſtlichen Tierornamentik, vor allem auch der Baukunſt. Da aber die nordgermaniſchen Bauwerke größtenteils rein aus Holz gezimmert wurden, ſo ſind ſie der Vergänglichkeit anheimgefallen. Dies darf nicht darüber hinwegtäuſchen, daß ſchon die alten Germanen hervorragende Baumeiſter waren. Wer hatte den Palas des großmächtigen Attila erbaut? Es war ein Oſtgote. So iſt überhaupt die Halle eine ganz eigentümlich germaniſche Erfindung der frühen Völkerwanderungszeit. Unzählige Ortsnamen auf -saal, -zele erinnern uns noch heute daran, daß eine Adelbauernhalle das erſte Werk war, das hier entſtand: in der Lüne-

Die Fibel des Goldſchmuckes von Hiddenſee. (Muſeum Stralſund.)

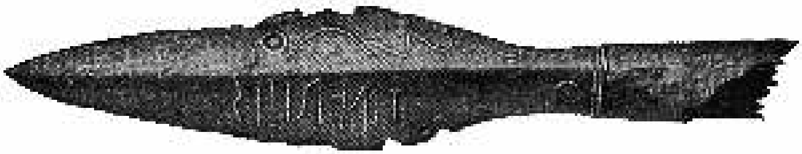
burger Heide Sellhorn, Sellwich, Sprakenſele; in Weſtfalen 40 derartige Namen; in England Selborne u. a.; in Flandern Bollezeele und viele ſonſt. Alle romaniſche Hallen wie die Michaeliskirche in Hildesheim mit ihrer berühmten Balkendecke ſind ſamt ihren kapitellgeſchmückten Säulen nichts weiter als ſteinerne Überſetzungen altſächſiſcher Hallen. In der Gotik, beſonders der niederdeutſchen Backſteingotik, erlebt dieſe alte nordiſche Baukunſt eine herrliche Auferſtehung. Die klaſſiſche Antike hat alſo lediglich auf die mittelalterliche Kunſt Deutſchlands eingewirkt, der Urtrieb und alle ihre Grundformen waren und blieben urgermaniſch. Im übrigen beobachteten wir, wie auch die Antike einſt aus nordiſchem Geiſt entſprang und wohl darum ſo freudig bei uns aufgenommen wurde, weil ſie uns urverwandt iſt.



Die Kette des Goldſchmuckes von Hiddenſee. (Muſeum Stralſund.)

Von der Halle unabhängig hat ſich das germaniſche Haus entwickelt. Es blieb auch jetzt meiſtens einräumig: Wohnſtube, Küche, Schlafraum und Vorratshaus bildeten kleine Häuſer für ſich, und zwar hölzerne Pfoſtenbauten, zuweilen mit Vorhalle. Sie waren mit Walmdach (ſelten mit Satteldach) bedeckt und mit Pferdekopfgiebeln geziert. Eine große Streitfrage iſt noch immer, wie das deutſche, beſonders das niederſächſiſche, Bauernhaus entſtanden iſt. Die mehrräumigen Grundriſſe von Groß-Gartach bei Heilbronn oder die elſäſſiſchen liegen auf keltiſchem Gebiet. Wichtig iſt aber, daß die Grundriſſe von Jädern in Norwegen und Aby auf Gotland bereits Dreiſchiffigkeit zeigen, wie ſpäter ſowohl die Halle als die fälſchlich ſo benannte „romaniſche“ Kirche. In Deutſchland ſind die Sachſenhäuſer von Eggerſtedt (Kreis Pinneberg) und die ſpäteren Wikingerhäuſer von Haithabu von großer Bedeutung. Auch die Siedelungsformen ſind in Deutſchland nicht einheitlich: im ganzen Süden, Weſten und Nordweſten herrſcht das Haufendorf neben dem Einzelhof vor; öſtlich der Slawenlinie Kiel—Magdeburg—Bamberg zunächſt der Rundling der deutſchen Koloniſation, weiter nach Oſten hin aber das Straßendorf.

Die eigene dingliche Kultur der Germanen zeigt ſich ebenſo auf dem Gebiet der Waffen in erſtaunlicher Mannigfaltigkeit. Bezeichnenderweiſe traten die Abwehrwaffen ſehr zurück. Helm und Panzer waren ſo gut wie unbekannt, erſt allmählich wurden ſie Zierde der Fürſten. Die Schilde waren klein, meiſt rund oder oval, und aus dünnen Brettern hergeſtellt. Manchmal wurden ſie mit Leder überzogen. Den Rand bildete ein verzierter Metallring, inmitten ſaß der wuchtige eiſerne Schildbuckel. Der Angriff iſt die beſte Verteidigung war Grundſatz ſchon bei den Germanen, die nach römiſchem Zeugnis ihr Oberkleid vorm Kampfe ablegten, um ungehindert zu ſtreiten. Um ſo trefflicher entwickelt waren die Angriffswaffen. Die indogermaniſche Streitaxt war ausgeſtorben. Sehr verbreitet und bis zur Völkerwanderung die Hauptwaffen waren die Eſchenlanze mit Eiſenſpitze ſowie die kürzeren Frame oder Speere und Wurfſpieße. Mit dem Aufkommen der Speerkampfübung ſcheint ſogar der neue ſpeerbewaffnete Kriegsgott Wodan eingewandert zu ſein. Wenigſtens trug der ältere Tiu ein Schwert (die neue Erfindung der Bronzezeit), ſo zeigen ihn noch die vielen „Rolandsſäulen“. Das Hiebſchwert ſcheint auch jetzt die vornehmere Waffe geweſen und immer mehr der eigentliche Liebling des freien Germanen geworden zu ſein. Die herrlichen Sagen von altgermaniſchen Schwertern, von Siegfrieds Balmung, Sigurds Gram, dem berühmten Tyrfing ſchreiben dieſer meiſtens von kunſtreichen Zwergen geſchmiedeten Waffe übermenſchliche Kräfte zu. Als letztes und perſönlichſtes Kampfmittel ſtand es im Mittelpunkt kriegeriſchen Denkens. Der Mann kannte ſeine Herkunft, er behandelte es wie einen Freund, mit dem er manch gemeinſames Erlebnis, manch ſtolzen und bangen Augenblick erlebte. Das Eiſen konnte nicht Funken ſprühen ohne den Mann, der Mann mußte bluten ohne das Eiſen.



Speerſpitze von Kowel, gefunden in Suszyczno, Kreis Kowel in Wolhynien.
Die Inſchrift iſt zu leſen als Tilarids (ein Eigenname, vielleicht „Der zielſichere Reiter“?).

Und neben dem Schiff, neben dem Schwert ſtand als dritter Kampfgenoß des Germanen das Pferd. Schon Tacitus kennt Reitervölker in Deutſchland die altnordiſche „Edda" und Saga, aber auch ſchon der ſächſiſche „Heliand" und der angelſächſiſche „Beowulf" bezeugen, daß Pferdezucht, Reitkunſt und Verehrung des zeugenden göttergleichen Hengſtes zu den germaniſchen Eigentümlichkeiten gehören. In einem Grabe von Anderten bei Hannover aus der Zeit um 700 n. Chr. ſind vier Pferde mittelgroßen Schlages gefunden: die erſten bekannten Kaltblüter. Berühmt waren Roſſe und Reiter der Gauten in Götaland; den Tod des Weſtgotenkönigs Alarich und ſein Reitergrab unter dem Buſento hat Platen durch ſeine Ballade verherrlicht. Ein ähnliches iſt das langobardiſche Reitergrab von Marwedel bei Hitzacker. Später waren beſonders die Reitkunſt der Franken, die altſächſiſche Gardereiterei Heinrichs I. und Ottos des Großen geprieſen, und noch bis 1866 ſtanden im hannoverſchen Marſtall von Herrenhauſen die ſchönen Weißgeborenen und Iſabellen.

Daß ſo hochſtehende Völker mit Bauernkrieger- und Seekultur ſich auch durch die Schönheit, Farbigkeit und Zweckmäßigeit ihrer Kleidung auszeichneten, iſt ſelbſtverſtändlich. Das Sinken der Temperatur um 2° hatte eine Umwandlung der leichteren bronzezeitlichen Tracht zur Folge. Der Mann trägt jetzt ſtatt der Schenkelbinden die Hoſe, die jedoch von den Küſtenbewohnern noch nicht eingeführt wird. Die Hoſe ſcheint von den Illyriern über die Germanen zu den Kelten gewandert zu ſein, doch iſt dies ſehr fraglich. Sie war aus Leder, Wolle oder Leinen und oft nur Knieſhoſe; die lange Hoſe iſt, abgeſehen vom Ingwäonengebiet, bis 450 n. Chr. in Gebrauch. Die Wolle wurde vielfach durch Pelz verdrängt, außerdem trug man buntgeſtreiftes oder gefärbtes Leinen. Aus dem Pelzumhang entwickelte ſich der Pelzrock, allgemeine Volkstracht war der Woll- oder der Pelzmantel.

Helm aus Eiſen mit Bronze belegt. Gefunden zu Vendel in Uppland.

Erſtaunlich ſcheint die Mannigfaltigkeit der Gewebe und demnach die Vielfalt der Frauentracht. Taft, Streifendrell, Köper, Rautendrell, Webkanten, Knüpf- und Flechtarbeit, Filz, Wollfries, Scharlach, eingewebte Hakenkreuze und Tiere waren bekannt. Der Kapuzenrock von Bernuthsfeld weiſt 22 verſchiedene Webemuſter auf! Die ältere Armeljacke der Frauen glich nach Grabfunden anſcheinend einem ärmelloſen Hemdkleide, das auf den Schultern durch Spangen und durch einen Gürtel gehalten wurde. Darüber wurden Ärmeljacken getragen. Über die Unterkleidung iſt nichts Sicheres bekannt, doch tragen die Germaninnen auf römiſchen Darſtellungen zuweilen Hoſen. Kopftuch und Mantel ergänzten die Tracht. Mädchen trugen das Haar offen mit Stirnband, Frauen aufgeſteckt, mit Kamm und Nadeln oder im Netz.

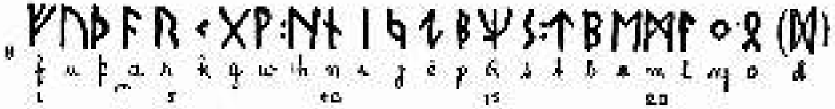
So konnte ein weitgereiſter Sänger, wie der angelſächſiſche Widſith, wohl einen unendlichen Reichtum germaniſchen Lebens und doch eine überwiegende Einheit wahrnehmen, wenn er viele Völkerfluren durchwanderte! Mit einer ſechsſaitigen Harfe, wie ſie im alemanniſchen Frauengrabe der Völkerwanderungszeit von Oberflacht (Württemberg) gefunden iſt, wird ein ſolcher ſchwertgegürteter adelfreier Dichter von Halle zu Halle geſchritten ſein und die alten Balladen von Armin und Thusnelda, Arioviſt und Marbod, von Hengiſt und Horſa, von Dietrich von Bern und Hildebrand geſagt und geſungen haben. Iſt doch die germaniſche Heldenſage in Liedform das herrlichſte und unvergängliche Geſchenk der Völkerwanderung. Inmitten des kniſternden und flackernden Helldunkels der Halle, umkreiſt von aufzuckendem und wieder hinabtauchendem Getier, umfangen vom Kreis zur Winter- und Sturmnacht geſellter Getreuer, ſaß der König auf ſeinem Hochſitz. Die Königin hatte bei Gelagen mit Frauen ihren tiergeſchnitzten Stuhl neben dem Gatten. Hier ſpielten ſich die hohen Handlungen des Lebens ab: Verlobung und Hochzeit, Beratung und Wortſtreit, Freundſchaft und Feindſchaft, Geſang und Ballade. Hier war ein Lebensmittelpunkt von ſtärkſter Spannung. Hier wuchſen die knorrigen Bäume alter Sagen und bildeten Kronen ſchöner Heldenlieder, hier ſtrahlten Geiſt und Gemüt, harte Mannesrede wuchtete wie Schwertſchlag gegen die Wände. Ein allgemeiner Wettſtreit entband alle Kräfte der Perſönlichkeit, aber ſtrenge Sitte hielt ſie in fein bemeſſenen Schranken. Die Hauptſtadt, heute ein unfaßbarer Häuſerwirrwarr, hatte damals oft die Enge und Familien-

Runenſtein bei Schleswig.

haftigkeit einer großen Bauernſtube mit all ihrer Behaglichkeit und ihrem Gegenwartszauber. Niemals wieder iſt ſo viel Geiſt und Gefühl auf ſo engem Raum beiſammen geweſen wie in der altgermaniſchen Königshalle. Der Sommer aber führte alle, Richter und Schöffen, Thinggemeinde und Hochzeitsleute, Bauern und Knechte, Seefahrer und Sänger, wieder hinaus in die blühende Freiheit der götterdurchwalteten Natur. Das geiſtige Leben war alſo hoch entwickelt.

Dafür zeugt zuletzt auch die feierliche und heilige Schrift der Germanen, zeugen die uns heute noch geheimnisvollen Runen. Man hat ſie früher wie jede Kulturerrungenſchaft aus mittelmeeriſchen Alphabeten abgeleitet. Auch die Kelten gebrauchten zu mehr praktiſchen Zwecken ähnliche Zeichen. Mögen nun auch die Germanen gewiſſe Anregungen von Süden empfangen haben — ſo deutet doch der zaubermäßige Gebrauch ihrer Runen auf eine andere Entſtehung, und die eckige Entwicklung ihrer auf „Buchenſtäbe“ geritzten Zeichen iſt eine durchaus abweichende und eigene. Mit Recht hat Guſtav Neckel neuerdings gemeinindogermaniſchen Urſprung nahegelegt. Die ganze Frage iſt noch immer ungelöſt. Die früheſten Runen ſind im damals gotiſchen Südrußland und in Nordſchleswig und Fühnen entdeckt. Zu ſolchen „deutſchen“ Runen gehören die Inſchriften auf den Goldhörnern von Tondern, einem Ortband von Torsberg, den Lanzenſpitzen von Müncheberg i. d. Mark und der Nordendorfer Spange. Manchmal kommen auch Namen vor. 1930 ſind in der Weſer auf mehreren Wildknochen neue Runen zutage getreten. Ein Brakteat (einſeitig beprägter Anhänger) von Vadſtena am Wetterſee enthält die 24ſtabige gemeingermaniſche Zeichenreihe. Sie heißt nach den erſten Buchſtaben Futhark (iſt alſo ganz anders geordnet als das griechiſche Alphabet!). Die jüngere Runenreihe der Wikingerzeit enthielt dagegen nur 16 Zeichen.

Runenſtein. Gedenkſtein eines Wikingers in Möjebro in Uppland (Schweden). Die Inſchrift beſagt: „Hacrac auf Hagl iſt erſchlagen.“



Ältere Runenreihe.

Schlußwort

Wir ſtehen am Ende der deutſchen Urgeſchichte. Sie lehrt uns mancherlei, ſie macht zugleich beſcheiden und ſtolz. Die aus glücklicher Blutmiſchung gewordene Raſſe ſcheint eine feſte Größe. Es iſt „eine Menſchengruppe, die ſich durch ihre eigentümliche Vereinigung körperlicher und ſeeliſcher Züge von jeder andern unterſcheidet und immer wieder nur ihresgleichen zeugt". Die heutige Raſſenforſchung ſtützt ſich zum Teil auch auf den Vergleich der Blutgruppen, deren Serum verſchiedenartig auf die roten Blutzellen einwirkt. So liegt der Pol der Blutgruppe II in Nord- und Nordweſteuropa, der Blutgruppe III in Indien. Die Vertreter der Gruppe I ſind die reinblütigen Indianer Nordamerikas. Blutgruppe IV (Ukraine, Mitteljapan) iſt noch wenig bekannt. Aber Raſſen und Kulturen ſind natürlich keineswegs gleichwertig. „Reine" Raſſe und hohe Kultur ohne nachträgliche Trübung der Art bedeuten Geſundheit und Zuſammenſtrom edelſter Geiſtesgüter. Es iſt daher nicht einerlei, was ein Volk denkt und ſchafft: ſein Blut, ſeine Sprache und ſeine Sitten ſind unveräußerlicher, ſchwer errungener Beſitz. Der deutſche Volkskörper enthält heute im Norden noch 70 v. H., im Süden 50 v. H. nordiſcher Menſchen. Der Einſchlag der Oſtiſchen Raſſe beträgt 20—25 v. H., der Anteil der Dinariſchen (Adriatiſch-Alpinen) Raſſe bis zu 20 v. H., und der Zuſatz an weſtiſchem Blut mag etwa 2 v. H. betragen. Die Deutſchen ſind daher noch heute überwiegend nordraſſiſch, doch iſt ihre „Reinraſſigkeit" in großer Gefahr. Die Nordraſſe war einſt die Trägerin der indogermaniſchen Kultur und Sprache. Es gilt daher heute, durch Geſetzgebung und perſönliches Leben das Übergewicht des nordiſchen Menſchen in Deutſchland zu ſtärken, denn für uns iſt die Nordiſche Raſſe neben der dinariſchen ganz einfach die große.

Streng zu unterſcheiden iſt im übrigen zwiſchen Raſſe, Volk und Staat. Raſſe bezeichnet Blut und Körperbild (das Seeliſche iſt noch nicht eindeutig faßbar), Volk bezeichnet Sprache und Sitte, Staat die politiſche Einheit mit beſtimmten Grenzen.

Es beruht freilich nicht alles auf dem Einſtrom des Blutes: die Güter der Religion, nicht zuletzt aber die Geſchichte ſelbſt, das iſt das gemeinſame Schickſal eines Volkes in Not und Tod, ſind Mächte von ebenſo ſtarker Gewalt. Darum bedarf es auch heute wieder einer gründlichen Beſinnung auf die beſten Güter deutſchen Weſens und einer ſtolzen mannhaften Geſinnung. Wir ſind überwiegend nordiſch, und die uralte Kultur der Germanen kann uns offenbaren, was unſer Weſen und unſere ſittliche Aufgabe iſt. Erſt nach dem Ablauf der Urzeit iſt aber eine neue hocherhabene Geſinnung in den Geiſteskreis der Germanen eingeſtrömt: das Chriſtentum. Es iſt von den größten Deutſchen mit Leidenſchaft aufgenommen und entſprach dem hochgemuten Weſen der Germanen in viel tieferer Weiſe als irgendeine andere Religion. Das Weſen des Germanen ſcheint ja Kampf um immer neues Leben zu ſein. Und in dieſem Sinne gilt auch das Wort des Weltheilands: „Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen, ſondern das Schwert!"

Eine vollkommen andere Auffaſſung allerdings ſowohl von der Urheimat des Menſchen wie von ſeiner Kultur und vor allem von der verſchollenen Steinzeitreligion vertritt Hermann Wirth. Nach der Darſtellung Werner Müllers, eines ſeiner Schüler, läßt ſie ſich folgendermaßen zuſammenfaſſen:

„Die Wiege der Kulturmenſchheit lag nicht, wie die indogermaniſche Sprachwiſſenſchaft vor mehr als hundert Jahren annahm, im Oſten (Indien), auch nicht etwa im Südoſten Europas, wie ſpäter die archäologiſche Wiſſenſchaft einſeitig glaubte annehmen zu müſſen. Das oft gebrauchte Märchen vom Licht aus dem Oſten erwies ſich für die älteren entſcheidenden Kulturepochen immer mehr als trügeriſch. Der Ausgangsherd der älteſten Völkerwanderungen iſt aber auch nicht an der Küſte Frankreichs und Spaniens zu ſuchen. Der Ausgangsherd der urnordiſchen Raſſe liegt vielmehr im Nordweſten Europas im Polargebiet, aus dem ſich die nordiſchen Menſchen zunächſt auf ein untergegangenes Land zwiſchen Europa und Amerika, das ſagenhafte Atlantis, verſchoben und von hier aus auch nach Amerika und Europa gelangten. Die Urheimat der dunklen, ſogenannten negroiden Raſſe iſt in dem alten Gondwanaland zu ſuchen, das Afrika, Vorderaſien, Indien und Auſtralien umfaßte. Dazwiſchen dehnte ſich wie ein Ring um die Erde die gelbe mongoliſche Miſchraſſe aus.

Die urnordiſche Raſſe, die erſte Kulturmenſchheit, wurde durch die Vereiſung des Poles und durch andere klimatiſche Änderungen von ihrem urſprünglichen Sitz verdrängt. Wie die Kohlenlager in Grönland und auf Spitzbergen beweiſen, herrſchten in dieſen Gegenden vorzügliche Exiſtenzmöglichkeiten. Dieſe Raſſe hat die furchtbarſte Kataſtrophe der Erde, nämlich die Eiszeit, durchgemacht und wurde dadurch körperlich wie geiſtig geformt. Sie hat auf ihrer Erdwanderung durch Jahrtauſende in Schrift und Sprache ſowie in Volksüberlieferungen ihre Spuren in ſüdlichen Gegenden hinterlaſſen, nirgends ſo tief wie in Nordamerika und in Nordeuropa. Vieles iſt durch Raſſemiſchung in den letzten Jahrtauſenden verdunkelt worden, aber noch iſt in den großen Offenbarungsreligionen der Urglaube des nordiſchen Menſchen erkennbar, der die Trennung von Leib, Seele und Geiſt nicht kennt, dem das ‚Stirb und Werde‘ des jährlichen Naturlaufs zugleich ein Gleichnis für ſein eigenes freies, im Weltall aber geborgenes Sein bedeutet. Die Urreligion der Menſchheit zeigt ſich als ein hochentwickelter Lichtglaube, der das Leben des Menſchen in Einklang mit dem Rhythmus der Jahreszeiten, dem Rhythmus des Kosmos brachte. Das jährliche ‚Stirb und Werde‘ in der Natur war ein Gleichnis des Menſchenlebens; der Mikrokosmos war eine Abſpiegelung des Makrokosmos des Alls.

Der Urglaube des nordiſchen Menſchen wurzelt in dem Glauben an den großen unſichtbaren Weltengott, wie ihn die Überlieferungen der Eskimo, der Indianer und laut Tacitus auch die der Germanen feſtgehalten haben. Unvorſtellbar, jenſeits von Zeit und Raum lebt Gott, aber er offenbart ſich im Jahr und dem Sonnenlauf, der auch ſein Sohn genannt wird, der aus der Mitternacht auferſteht, ſo oft und ſo lange die Sonne bei ihrer Umkehr von der Winterſonnenwende ihre erſten Strahlen entſendet. Der Urglaube der Menſchheit war ein durch keine vermenſchlichte Vorſtellung getrübter Glaube an das ewige ‚Stirb und Werde‘. Alljährlich wiederholt ſich das Wunder: Aus der Nacht der Tiefe, dem Mutterſchoße, ſteigt der Feuerball, die Sonne, das Licht auf und fördert neues Leben. So gibt es auch im Menſchenleben keinen Tod, denn der alljährliche Umlauf in der Natur war ein Gleichnis für das Leben des einzelnen, das ſich nach ſeinem Tode in den Kindern fortſetzte, eine Offenbarung Gottes in Raum und Zeit. Der Gottesſohn wird während der Jahreshälfte des ſich hebenden Lichts (Frühling, Sommer), wo die Sonne bis zur Sommerſonnenwende allmählich ihren höchſten Stand im Jahre erreicht, mit erhobenen Armen dargeſtellt, während der Zeit des ſich ſenkenden Lichts (Herbſt, Winter) dagegen mit geſenkten Armen. Zu den beiden Punkten des Jahres, wo das Licht ſich weder hebt noch ſenkt, weil das Licht den tiefſten oder höchſten Stand erreicht hat (Sonnenwende), wo alſo der Gottesſohn ſeine Arme weder heben noch ſenken kann, erſcheint der Gottesſohn mit waagerecht ausgebreiteten Armen, d. h. in Kreuzform. Der ‚Gekreuzigte‘ iſt längſt vorchriſtlich, wie die älteſten Schriftdenkmäler bezeugen.

Auch die Sprachgeſetze ſind von dem jährlichen Umlauf des Lichts und des Gottesſohnes ausgegangen. Zu der dunklen Jahreszeit des Winters gehören die dunklen Vokale u und o, zu der lichten Jahreszeit des Sommers die hellen Vokale a, e, i. Dieſen durch Vokale wiedergegebenen Umlauf durch das Jahr zeigt noch der iſraelitiſche Gottesname „Jahve‘, d. h. i, a, e — die drei Hauptvokale des Jahres. Dieſe uralte Symbolik iſt mit den Amoritern, einem der voriſraelitiſchen Völker Paläſtinas, nach Kanaan gekommen. Von ihnen haben dann die ſpäter eingewanderten Iſraeliten dieſe Symbolik übernommen.

Das ſchriftliche Zeichen für das Jahr, um jetzt zu dem Anfang zurückzukehren, iſt der ſenkrecht durchgeteilte Kreis. In mitteleuropäiſchen Breiten, wo ſich die Auf- und Untergangspunkte der Sonne zu den beiden Sonnenwenden auseinanderſchoben, wurde aus dem ſenkrecht durchgeteilten Kreuz der durch das Malkreuz untergeteilte Ring. Beide Zeichen erſcheinen in den Runenreihen noch mit den Bedeutungen Jahr, Sonne, Menſch. Dieſe Rune drückt alſo noch den Zuſammenhang zwiſchen dem Jahreslauf, dem Lauf der Sonne und dem menſchlichen Leben aus. Hier bricht deutlich durch, daß unſere Ahnen im Rhythmus der ganzen Natur lebten, in dieſem Rhythmus, den unſere moderne Großſtadtkultur uns heutigen Menſchen genommen hat.

Der Unglaube der Menſchheit bedeutet aber keinen Naturmythos, keine Vergöttlichung der Sonne, denn die Sonne iſt nur die ſtoffliche Erſcheinungsform des Gottesſohnes. So wiſſen die Indianer in Arizona noch, daß ſie nicht zur Sonne beten können, ſondern ſich an den Geiſt wenden müſſen, der hinter ihr ſteht. Aufſtieg in der Menſchheit gibt es nur im Anſchluß an das kosmiſche Geſchehen, das aus dem Gottſehertum der Vorzeit ſpricht. Es gilt für uns Heutige, dieſes Urerlebnis der Menſchheit auch geiſtig zu erfaſſen, das noch heute in tauſenden kultſymboliſchen Schriftzeichen, eine deutliche Sprache ſpricht. Dieſe kultiſchen Zeichen ſind ein Spiegel des großen Kreislaufes der

Sonne und der Erde, darin ſich die Menſchwerdung vom Uranfang bis in die Ewigkeit gleichnishaft immer wieder vollzieht.“

Hermann Wirth iſt ein Seher von ſeltenem Weitblick, ein ſchwärmeriſcher Verkünder eines großen Gedankens. Seine Annahme kann richtig ſein — beweisbar iſt ſie nicht. Wirth hat die Steinzeit gedeutet; ſein religiöſer Tonfall lockt beſonders begeiſterte Laien auf ſeine Seite. Mit Wiſſenſchaft im herkömmlichen Sinne hat ſeine Lehre nichts zu tun, aber ſeine Wirkung auf die bisher oft allzu enge und gedankenarme Spatenforſchung iſt ſtark und befreiend. Im übrigen muß abgewartet werden, ob ſeine Ahnung vom älteſten Weltbild dem Scharfblick kommender Geſchlechter ſtandhält.

Für uns handelt es ſich heute mehr denn je um Blut und Scholle Deutſchlands. Wir ſaugen uns Kraft und Mut aus allem, was unſer Volk wieder heldiſch machen kann. Wir brauchen Raum, Freiheit und Taten! Der deutſche Boden iſt heute ſchwer umkämpft, die nordraſſiſche Grundlage in Gefahr, die religiöſe Zerriſſenheit größer denn je. Nach dem Weg, den wir gingen, darf aber das Ziel nicht zweifelhaft ſein:

„Was du ererbt von deinen Vätern haſt:
erwirb es, um es zu beſitzen!“

Schrifttum zur Einführung in die Vor- und Frühgeſchichte[1]

1. **Unterrichtliche Schriften:** a) Vorgeſchichte in der Schule:

Geſchwendt, F., Die Urgeſchichte in der Schule, Arbeitsbücher für den neuzeitlichen Geſchichtsunterricht. Priebatſch, Breslau 1926.

— Wandern und Zeichnen. Heft 1 der Sammlung von Heimatkunden. Hirt, Breslau 1924.

— Urgeſchichte in der Volksſchule. Altſchleſiſche Blätter 1928, Nr. 4, S. 58—59.

Gollniſch, Th., Urgeſchichte in der höheren Schule. Ebenda S. 51—53, und Nachrichtenblatt für deutſche Vorzeit 1928, S. 97—102.

Gummel, H., Vorgeſchichte im Unterricht. Hannoverſche Schulzeitung, 60. Jahrg., Nr. 47 vom 20. November 1924.

Günther, W., Vorgeſchichte und Schule. Hamb. Lehrerzeitung, 7. Jahrg. 1928, Nr. 27/28, S. 543—545.

Hanſen, W., Vor- und Frühgeſchichte in der Schule. Zeitſchrift „Niederſachſen“, 35. Jahrg. 1930, S. 335—340.

— Schülerwanderungen nach vorgeſchichtlichen Denkmälern in Hamburgs Umgebung. Hamb. Lehrerzeitung, 9. Jahrg. 1930, Nr. 51 52, S. 794—796.

Hoffmann, G., Die Bedeutung der urgeſchichtlichen Abteilung der Muſeen für den Unterricht. Altſchleſiſche Blätter 1930, Nr. 7, S. 110—112.

Hoffmann-Petſchelt, Urgeſchichte in der ländlichen Fortbildungsſchule. Ebenda S. 106—108.

Jacob-Frieſen, K. H., Anleitung zur Benutzung der prähiſtoriſchen Sammlung im Unterricht. Hannover 1925.

Kahle, K., Die Vorgeſchichte in der höheren Schule. Vorgeſch. Jahrb. III, 1928, S. 336—371.

---

[1] Zum Teil nach dem Blatt des Muſeums f. Völkerkunde der Hamburgiſchen Univerſität.

Kahle, K., Die Vorgeſchichte in den Richtlinien und im Unterricht. Deutſches Philologenblatt, 35. Jahrg., Nr. 35, S. 555.

Kiekebuſch, A., Die heimiſche Altertumskunde in der Schule. Ein Beitrag zur Um- und Ausgeſtaltung des heimatlichen Unterrichts. Berlin 1915.

— Die vorgeſchichtlichen Altertümer des Märkiſchen Muſeums als Bildungs- und Lehranſtalt. Muſeumskunde XVI, 1921, S. 1 ff.

Kiekebuſch, A., Verbreitung vorgeſchichtlicher Kenntniſſe. Brandenburgia 1924, S. 51—64.

— Die Wanderausſtellungen vorgeſchichtlicher Funde aus dem Märkiſchen Muſeum in Berlin. Vorgeſchichtliches Jahrbuch 1, 1926, S. 122ff.

Kotſchate, Die Auswertung von urgeſchichtlichen Fundſtellen im Unterricht. Altſchleſiſche Blätter 1930, Nr. 7, S. 109—110.

Müller R., Urgeſchichte und Mittelſchule. Ebenda S. 103—106.

Nitzſchke, R., Urgeſchichte in den Mittelſchulen. Altſchleſiſche Blätter 1928, Nr. 4, S. 55ff.

— Urgeſchichte im Rahmen des Lehrplanes der Mittelſchule. „Die Mittelſchule“, Halle, 20. Mai 1925. S. 346—349.

Schmidt, R. R., Die deutſche Vorgeſchichte in der Schule. Schwäbiſche Flugſchriften Nr. 2. Stuttgart 1920.

Schremmel, W., Kulturgeſchichte in der Schule. Altſchleſiſche Blätter 1928, Nr. 4, S. 49.

Tode, A., Vorgeſchichte und Schule in: Thilenius, Völkerkunde und Schule. München 1925. S. 32—42.

Wohlrab, Urgeſchichte im vierten Schuljahr. Skizzenmäßige Darſtellung einer ſchulpraktiſchen Behandlung urgeſchichtlichen Stoffes mit Kindern des vierten Schuljahres nach Art und Sinn des Geſamtunterrichtes in unſerer deutſchen Lern- und Arbeitsſchule. Mannheim 1924.

b) Sonſtiges:

Berſu, G., Die Ausgrabung vorgeſchichtlicher Befeſtigungen. Vorgeſchichtliches Jahrbuch II, 1926, S. 1—22.

Jacob-Frieſen, K. H., Grundfragen der Urgeſchichtsforſchung, Raſſen, Völker und Kulturen. Hannover 1928.

v. Richthofen, B., Gehört Oſtdeutſchland zur Urheimat der Polen?
(Oſtland-Schriften Heft 2, Danzig 1929)
" Zur Vorgeſchichte der Oſtgermanen
(Wiener Prähiſtoriſche Zeitſchrift XIX. 1932)
" Bilderatlas zu den Vorleſungen über Vorgeſchichte. I. Ältere Steinzeit
Hamburg 1932. (Als Manuſkript gedruckt)
" Zur religionswiſſenſchaftlichen Auswertung vorgeſchichtlicher Altertümer
(Selbſtverlag der Anthropologiſchen Geſellſchaft, Wien 1932)
" Zur Herkunft der Wandalen
(Altſchleſien Bd. 3, Breslau 1930)

2. Schriften zur Einführung in die Vor- und Frühgeſchichte:

Behn, F., Altgermaniſche Kunſt. München 1927.

Bertſch, K., Klima, Pflanzendecke und Beſiedlung Mitteleuropas in vor- und frühgeſchichtlicher Zeit nach den Ergebniſſen der pollen-analytiſchen Forſchung. 18. Bericht der Römiſch-Germaniſchen Kommiſſion 1928, S. 1—67. Frankfurt a. M. 1929.

Bumüller, J., Die Urzeit des Menſchen. Filſer, Augsburg 1925.

— Leitfaden der Vorgeſchichte Europas. Augsburg 1925.

Führer zur Einführung in die Urgeſchichte, herausgeg. von H. Reinerth. In Vorbereitung u. a. Hanſen, W., Die Megalithgräber Rügens; derſ., Die Megalithgräber des Freiſtaates Oldenburg.

Geſchwendt, F., Jagd und Fiſchfang in der Urzeit. Aus Oberſchleſiens Urzeit, Heft 6. Oppeln 1930.

Goeßler, P., Der Urmenſch in Mitteleuropa. Stuttgart 1924.

Hahne, H., Totenehre im alten Norden. Jena 1929.

Hoernes, M., und Menghin, O., Urgeſchichte der bildenden Kunſt in Europa. Wien 1925.

Hoernes, M., Kultur der Urzeit. I. Steinzeit. Göſchen 564. II. Bronzezeit. Ebenda 565. III. Eiſenzeit. Ebenda 566. (Bearbeitet von F. Behn.)

Kulturgeſchichtliche Wegweiſer durch das Römiſch-Germaniſche Zentral-Muſeum in Mainz. Nr. 1—12ff.

Koſſinna, G., Die deutſche Vorgeſchichte. 3. Aufl. Leipzig 1921. 4. Aufl. 1925.

— Altgermaniſche Kulturhöhe. München 1930.

Kühn, H., Kunſt und Kultur der Vorzeit. Bd. 1. Berlin 1930.

Reallexikon der Vorgeſchichte, herausg. von M. Ebert. Berlin 1924—1932. Bd. I—XV.

Reallexikon der indogermaniſchen Altertumskunde, Grundzüge einer Kultur- und Völkergeſchichte Alteuropas. 2. Aufl., herausgeg. von O. Schrader und A. Nehring. Bd. I—II. Berlin 1917—1929.

Schmidt, H., Vorgeſchichte Europas. Grundzüge der alteuropäiſchen Kulturentwicklung. I. Stein- und Bronzezeit. Aus Natur und Geiſteswelt, Bd. 371/372.

Schuchhardt, C., Alteuropa. 2. Aufl. Berlin und Leipzig 1926.

— Vorgeſchichte von Deutſchland. München 1928.

Schulz, W., Das germaniſche Haus in vorgeſchichtlicher Zeit. Mannus-Bibliothek Nr. 11. Würzburg 1913.

— Die germaniſche Familie in der Vorzeit. Sammlung Vorzeit, Bd. 3. Leipzig 1925.

Schwantes, G., Aus Deutſchlands Urgeſchichte. 3. Aufl. Leipzig 1921.

Wahle, E., Deutſche Vorzeit. Leipzig 1932.

3. Darſtellungen zur Vor- und Frühgeſchichte einzelner Zeitſtufen:

I. Ältere und mittlere Steinzeit:

Beyer, J., Der Menſch im Eiszeitalter. Franz Deuticke, Leipzig und Wien 1927.

Birkner, F., Der diluviale Menſch in Europa. 3. Aufl. München 1925.

Jacob-Frieſen, K. H., Menſch und Tier im Eiszeitalter. Leipzig 1921.

Menghin, O., Die meſolithiſche Kulturentwicklung in Europa. 17. Bericht der Römiſch-Germaniſchen Kommiſſion, S. 154—197. Frankfurt a. M. 1927.

Schmidt, R. R., Die diluviale Vorzeit Deutſchlands. E. Schweizerbartſche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart.

Schuſter A., Die Altſteinzeit. Weimar 1921.

Schwantes, G., Nordiſches Paläolithikum und Meſolithikum. Bd. 13 der Mitteilungen aus dem Muſeum für Völkerkunde (Feſtſchrift), S. 159—252. Hamburg 1928.

— Schleswig-Holſteins älteſte Bewohner. Nordelbingien, Bd. 6, 1928, S. 1—52.

Wiegers, F., Die altſteinzeitlichen Funde in Schleswig-Holſtein. Zeitſchrift für Ethnologie 1926, Bd. 58, S. 390—398.

— Diluviale Vorgeſchichte des Menſchen. Bd. 1. Stuttgart 1928.

Zotz, L., Kultur der älteren Steinzeit in Mitteleuropa. Kulturgeſchichtlicher Wegweiſer durch das Römiſch-Germaniſche Zentral-Muſeum, Nr. 11. Mainz 1929.

II. Jüngere Steinzeit:

Gummel, H., In Ebert, Reallexikon der Vorgeſchichte unter Megalithgrab C, Nordweſtdeutſchland, Bd. VIII, S. 95—104.

— Die Rieſenſteingräberkultur in Nordweſtdeutſchland. In Mannus, 5. Ergänzungsband, 1927, S. 30—40.

Jacob-Frieſen, K. H., Die neolithiſchen Gerätformen Hannovers. Nachrichtenblatt für Niederſachſens Vorgeſchichte, Neue Folge 1, 1924, S. 3.

Menghin, O., Die Steinzeit der Welt. Wien 1931.

Plettke, F., Vor- und Frühgeſchichte des Regierungsbezirks Stade. Heft II III. Hanſa-Antiquariat, Bremen.

Radig, W., Der Wohnbau im jungſteinzeitlichen Deutſchland. Mannus-Bibliothek, Bd. 43. Leipzig 1930.

Stampfuß, R., Die jungneolithiſchen Kulturen in Weſtdeutſchland. Rheiniſche Siedlungsgeſchichte, Bd. II. Bonn 1929.

Tewes, F., Die Steingräber der Provinz Hannover. Hannover 1898.

III. Bronzezeit:

Gummel, H. Zur Bronzezeit Niederſachſens. Niederſächſiſches Jahrb., Bd. II, S. 10 bis 18. Hildesheim 1925. Desgl. Bd. III, S. 66—76. Hildesheim 1926. Bd. V, 1928, S. 51—56. Nachrichten aus Niederſachſens Urgeſchichte, Nr. 3, 1929, S. 80—84.

Hahne, H., und **Gummel, H.**, Gold- und Bronzefunde aus Niederſachſen, in: Vorzeitfunde aus Niederſachſen, Teil A. Hildesheim o. J.

Plettke, F., Vor- und Frühgeſchichte des Regierungsbezirkes Stade. Heft IV/V. Bremerhaven.

Splieth, W., Inventar der Bronzealterfunde aus Schleswig-Holſtein. Kiel 1900.

IV. Eiſenzeit:

Knorr, F., Friedhöfe der älteren Eiſenzeit in Schleswig-Holſtein. Kiel 1910.

Meſtorf, J., Urnenfriedhöfe in Schleswig-Holſtein. Hamburg 1886.

Schwantes, G., Die älteſten Urnenfriedhöfe bei Uelzen und Lüneburg. In „Urnenfriedhöfe in Niederſachſen", Bd. 1, Heft 1—2. Hannover 1911.

Capelle, W., Das alte Germanien. Die Berichte der Griechen und Römer (300 v. bis 375 n. Chr.). Jena 1928.

Koepp, F., Die Römer in Deutſchland. 3. Aufl., 1926.

Norden, E., Die germaniſche Urgeſchichte in Tacitus Germania. Leipzig 1923.

Schmidt, L., Geſchichte der germaniſchen Frühzeit. Bonn 1925.

Wilke, G., Archäologiſche Erläuterungen zur Germania des Tacitus. Vorzeit-Bücherei. Leipzig 1921.

Plettke, A., Urſprung und Ausbreitung der Angeln und Sachſen. In „Die Urnenfriedhöfe in Niederſachſen", Bd. 3, Heft 1. Hildesheim und Leipzig 1921.

Roeder, Fr., Typologiſch-chronologiſche Studien zu Metallſachen der Völkerwanderungszeit, im Jahrbuch des Provinzial-Muſeums zu Hannover, S. 1—128, Neue Folge, Bd. 5. Hannover 1930.

Scheel, O., und **Paulſen, P.**, Quellen zur Frage Schleswig-Haithabu im Rahmen der fränkiſchen, ſächſiſchen und nordiſchen Beziehungen. Kiel 1930.

Teudt, Wilhelm, Germaniſche Heiligtümer, 2. Aufl. Jena 1931.

V. Mittelalter:

Hofmeiſter, Die Wehranlagen Nordelbingiens. Heft I. 1. Gebiet der Freien und Hanſeſtadt Lübeck. 2. Fürſtentum Lübeck. Lübeck 1917. Heft II. 1. Amt Fürſtentum Ratzeburg. 2. Kreis Herzogtum Ratzeburg-Lauenburg. 1927.

Philippſen, H., und **Sünkſen**, C., Das Dannewerk in Geſchichte und Sage. 2. Aufl. Schleswig 1907.

Schuchhardt, C., Atlas vorgeſchichtlicher Befeſtigungen in Niederſachſen. Heft I—XII. Hannover 1887—1916.

— Die frühgeſchichtlichen Befeſtigungen in Niederſachſen. Niederſächſiſche Heimatbücher, Bd. 3. Salzuflen 1925.

4. Dichtungen und volkstümliche Darſtellungen:

Ewald, K., Das Zweibein. (Deutſche Jugendbücherei Nr. 50.)

Halm, F., Der Fechter von Ravenna. (Reclam Nr. 3760.)

Meyer, C. F., Die Richterin (Zeit Karls des Großen).

Lang, P., Heimo. Erzählung aus dem Zehntlande (282 n. Chr.). Schaffſteins Blaue Bändchen Nr. 184.

Freytag, G., Ingo und Ingraban.

Blümlein, Im Kampf um die Saalburg. (Loewe.)

Blunck, H. F., Stelling Rotkinnſohn (Sachſenzeit). Jena.

— Kampf der Geſtirne. Jena.

— Streit mit den Göttern. Jena.

— Gewalt über das Feuer. Jena 1928.

Fauth, G. E., Die Leute vom Hadborn. (Schneiders Neue Jugendbücher.)

Frenzel, W., Es war einmal. 1. Kindertage der Menſchheit. Klaſſenleſe: Forſchen und Schauen. 12 Bändchen mit zahlreichen Eigendarſtellungen des Eiszeitmenſchen. Dresden 1927.

Gandert, O. F., Vor- und Frühgeſchichte des Kreiſes Liebenwerda. In „Heimatbuch des Kreiſes Liebenwerda". Liebenwerda 1928. (Treffliches Beiſpiel für die Darſtellung der Vor- und Frühgeſchichte eines Kreiſes mit beſonders guter Berückſichtigung kultur- und ſiedlungsgeſchichtlicher auch für Nordweſtdeutſchland bedeutſamer Fragen.)

Gansberg, F., Aus der Urgeſchichte des Menſchen, Wanderungen, Heimat und Wildnis. Leipzig 1908.

Gummel, H., Führer durch die urgeſchichtliche Schauſammlung im Muſeum der Stadt Osnabrück. Osnabrück 1930.

Jenſen, J., Dreng, Der Urmenſch. Kranzbücherei, Bd. 165, Dieſterweg. (Ausgezeichnete, vielleicht die beſte Erzählung dieſer Art. Aus Jenſen, Der Gletſcher.)

Ledroit, J., Frühſchein der Kultur. Bilder aus der Urzeit und Vorgeſchichte. Freiburg i. Br. 1926.

Müller, R., Auch das war einmal. Geſchichten aus vielen Jahrtauſenden. Breslau 1930.

Naumann, J., Altgermaniſches Frauenleben. Deutſche Volkheit. Jena 1925.

Theuermeiſter, R., Von Steinbeil und Urne. Geſchichten aus der Vorzeit für 8 bis 12jährige Kinder. 5. Aufl. Leipzig 1925.

Wegewitz, W., Aus vergangenen Tagen. Stade 1926.

Biedenkapp, G., Aus Deutſchlands Urzeit. 2. Aufl. Leipzig 1908.

Ferdinands, C., Die Pfahlburg. (Mainzer Volks- und Jugendbücher Nr. 1.)

Gansberg, F., Aus der Urgeſchichte der Menſchen. Leipzig 1908.

Hauſer, O., Leben und Treiben der Urzeit. (Bongs Jugendbücherei.) Berlin 1921.

Jenſen, J. V., Der Gletſcher. (S. Fiſcher) Berlin.

Neander, W. G., Der Menſch und ſeine Entwicklung. Archäologiſche Romane und Novellen. 1. Reihe, I. Buch: Steinzeit, II. Buch: Pfahlbauzeit. Breslau 1914/15.

Sonnleitner, A. Th., Die Höhlenkinder im heimlichen Grund. Die Höhlenkinder im Pfahlbau. Die Höhlenkinder im Steinhaus. (Franckh) Stuttgart.

Theuermeiſter, R., Von Steinbeil und Urne. Leipzig 1922.

Viſcher, F. Th., Auch Einer. (Viele Ausgaben.)

Weinland, F., Rulaman, Erzählungen aus der Zeit der Höhlenmenſchen und Höhlenbären. Spamer, Leipzig.

5. Schriften zur vorgeſchichtlichen Raſſenkunde:

Heilborn, A., Der Menſch der Urzeit. 3. Aufl. Aus Natur und Geiſteswelt. 62. Bd. Berlin 1918.

Saller, K., Die frühgeſchichtlichen Raſſen in Europa. Bd. III der Beiträge und Sammelarbeiten zur Raſſenkunde Europas. München 1930.

Scheidt, W., Die Raſſen der jüngeren Steinzeit in Europa. Bd. II der Beiträge und Sammelarbeiten zur Raſſenkunde Europas. München 1924.

— Die raſſiſchen Verhältniſſe in Nordeuropa. Stuttgart 1930.

Steinmann, G., Die Eiszeit und der vorgeſchichtliche Menſch. 2. Aufl. Leipzig 1917.

Weinert, H., Menſchen der Vorzeit. Ein Überblick über die altſteinzeitlichen Menſchenreſte. Stuttgart 1930.

Germaniſches, insbeſondere nordiſches Leben ſchildert die Trilogie von Karl Theodor Straſſer:

I. Wikinger und Normannen. Hamburg 1927.
II. Sachſen und Angelſachſen. Hamburg 1931. } Hanſeat. Verlagsanſtalt.
III. Die Nordgermanen. Hamburg 1932.

(Die Frühgeſchichte um Nord- und Oſtſee iſt hier zum erſtenmal mit dem Blick von Norden her betrachtet.)

Regiſter

Achilles 6, 59.
Ackerbau 32, 38, 53.
Adam von Bremen 59.
Affenmenſch 9.
Agamemnon 59.
Ägir 97.
Alarich 106.
Albrecht der Bär 67.
Alexander der Große 59.
Alki 97, 98.
Alluvium 2.
Alpenraſſe 27, 28.
Almgren 47.
Alphabetiſche Runen 84.
Altamira 21.
Altſteinzeit 9—20.
Ambronen 91.
Amenophis 78.
Amulette 26.
Analogiezauber 82.
Ancyluszeit 29.
Animismus 34f., 77.
Antike 105.
Arioviſt 67, 76, 108.
Ariſch 50.
Armin 108.
Äſchylos 59.
Atariſias 56.
Atreus 56.
Attila 104.
Aunjetitz 60.
Aurignac 15ff.

Balten 47.
Bandkeramiker 47.
Basken 42.
Baſternen 92.
Baumannshöhle 15.
Baumwohnungen 13.
Belgen 76.
Beowulf 83, 107.
Bernſtein 58.
Blockhaus 74.
Blutrache 55.
Bogazköi 49.
Böhmen 68.
Bopp, Franz 49.
Boucher de Perthes 6.
Brandenburg-Preußen 94.
Brennus 76.
Bretagne 38, 42.
Broken-Hill 14.
Bröns 43.
Bronzezeit 57, 59ff., 69ff.
Brot 40.
Brunhild 82.
Burgunder 68, 92.

Cäſar 29, 52, 67, 76, 78, 81, 89, 91, 95, 96.
Capſien 10, 15.
Chatten 68.
Chelléen 10, 13.
China 37.
Cro-Magnon-Raſſe 18ff.
Cuvier 6.

Darvin 6.
Dietrich v. Bern 108.
Diluvium 2.
Dinariſche Raſſe 27, 28, 87, 110.
Diodor 58.
Dipylonbauten 49.
Dolmen 42.
Donar 78, 98.
Donaukultur 47.
Dubois 9.

Eberswalde 63, 64.
Edda 77, 81, 101.
Eiſenzeit 84ff.
Eiszeit 2ff.
Eiszeitmenſch 11ff.
Eolithen 11.
Erdzeiten 10.
Ermanarich 91.
Eſper 6.
Etrusker 56.
Europäiſche Raſſen 27f., 31, 49f., 110.

Federſee 38, 39.
Felswohnungen 13, 19, 21.
Feuer 13.
Fluchtburgen 38, 62.
Foſete 98.
Franken 94.
Frau 14, 24, 27, 33, 40, 54, 72, 73, 96.
Frauenraub 14, 25, 72.
Frauenkauf 33, 54.
Freyr 36, 78, 98.
Frigg 103.
Frodi 101.
Fuhlrott 6.
Furfozart 27.

Gallier 76.
de Geer 29, 30.
Gefion 98, 103.
Geiſter 36.
Germanen 43f., 64ff., 91ff.
Geſichtsurnen 89.
Getränke 53.
Gilgameſch-Epos 32.
Glockenbecherleute 42.
Goeßler 17, 26.
Goethe 5, 6, 9, 56.
Götter 77f., 98.
Götterbilder 81.
Goten 92.
Gotländer 92.
Grimm, Gebr. 35, 83.
Grinaldiraſſe 19.
Großſteingräber 45, 46, 47
Grotte 13, 22, 23, 24.
Grundmoräne 3.
Gudrun 82.
Günther, Hans F. K. 55.
Günzeiszeit 3.
Guntram, Sage von 35.

Hackbau 32, 37, 53.
Hakenkreuz 36, 78.
Hakenpflug 41, 53.
Hallſtadt 75, 85, 87ff.
Hamitiſche Raſſe 28.
Hammurabi 51.
Handel 58, 71, 87.
Handelswege 58 f.
Harald Blauzahn 43.
Harpune 20.
Hauſer 6, 7, 8, 12.
Haustier 30, 32, 37, 51, 52.
Heimdall 77.
Heinrich I. 107.
Heinrich der Löwe 68.
Helena 81.
Helios 52.
Heliumſterne 1.
Helgoland 59.
Hengiſt 108.
Herakles 53.
Herkules 77.
Hermunduren 68.
Herodot 51, 58.
Herſchel 1.
Herwör 70.
Hettiter 49, 51.
Hilde 82.
Hildebrand 108.
Hinz, König von Seddin 84.
Hockerſtellung 18, 42, 43, 49.
Höhenburgen 38, 41, 62, 68, 87, 89, 90.
Holzgeräte 11.
Homer 6, 34, 54, 56, 59, 69, 71, 82.
Homo sapiens 15, 23.
Horſa 108.
Hünengräber 45, 46, 47, 66.
Hütten, Hausbauten 30, 44, 48, 49, 53, 74, 104f.

Iberer 42.
Illyrier 61ff., 68, 76.
Indogermanen 20, 52ff.
Indogermaniſche Sprache 49f.
Irminſul 81.
Italiker 51.

Känozoikum 2.
Kant 1.
Karl der Große 43, 66, 89, 101.
Kelten 67, 68, 75ff., 87ff., 93.
Keramik 30, 34, 39, 42, 46, 48, 56, 61.
Kimbern 67, 92.
Kirchenbau 105.
Klaatſch 6, 8, 9, 12, 19, 22, 25.
Kleidung 13, 20, 73f., 107.
Knochengeräte 11, 19, 23, 30.
Koſſinna 6, 8, 50, 60.
Krapina 9, 10, 15, 16.
Kreta 56.
Kriegswagen 52, 95.

Langköpfe 16, 20, 28, 31, 44, 55, 61.
Langobarden 68, 92.
La-Tène-Zeit 61, 68, 75, 85, 86, 89ff.
Lauſitzer Kultur 62.
Leichenverbrennung 36, 83, 84, 100.
Les Combarelles 21.
Ligurer 42.
Limes Sorabicus 68.
Litorina 20, 31.
Löß 3, 15.
Lößmenſch 15, 17.
Lyell 6.
Lyngbykultur 28, 29.

Männerbünde 27.
Magdalénien 10, 22, 23.
Magie 26, 27, 34.
Magma 2.
Mannus 98.
Mauer 9, 10, 11.
Marbod 108.
Marius 67.
Mars 78.
Menelaos 56.
Menſchenopfer 80, 81.
Menſchheit (Ausbreitung) 9.
Merkur 78.
Merſeburg, Thietmar v. 99.
Meſozoikum 2.
Metallzeit 55ff.
Meyer, Eduard 50.
Michelsberg 38, 39.
Milchſtraße 1.
Mindeleiszeit 3.
Mittelmeerraſſe 27.
Mouſtierſtufe 10, 23.
Mutterrecht 33, 54.
Münzen, helleniſtiſche 91.

Nacheiszeit 27.
Naturalismus 22.
Neandertal 6, 11, 43.
Neckel, Guſtav 109.
Nehalennia 80.
Nerthus 52, 96, 98, 100.
Njörd 98.
Nordiſche Raſſe 28, 49ff., 55, 110.
Nordiſcher Kulturkreis 44ff., 49, 50, 55, 62, 66f., 69ff., 91ff.

Obſt 40.
Odin 35, 78, 98, 103.
Ofnet-Höhle 9, 10.

Orientaliſche Raſſe 28.
Oſebergſchiff 97—99.
Oſtjüdiſche Raſſe 93.
Oſtindogermaniſch 50.
Oſtiſche Raſſe 27, 93.
Otto I. 107.

Paläozoikum 2.
Paulus Diaconus 35.
Pelze 58.
Penck 3.
Pfahlbauten 34, 38ff., 48.
Pflugbau 37, 41, 52f., 71.
Phidias 59.
Pithekanthropus 11.
Pikten 42.
Platen 107.
Plato 28.
Polen 91.
Poſen 91.
Priamos 6.
Primärzeit 2.
Probenächte 55.
Propithekanthropus 11.
Pyramidentexte 85.
Pytheas 54.

Quartär 2.

Ranke 25.
Raſſen 27, 28, 31, 41, 43, 44, 49ff., 55, 110.
Ran 98, 103.
reiten 71.
Religion 14, 25f., 34f., 38, 77ff., 98.
Renntierjäger 18.
Rieſendickhäuter 2.
Rieſengletſcher 2.
Rieſenſaurier 2.
Rigweda 52, 71.
Rißeiszeit 3.
Röſſen 46.
Rotbart 43.
Rugier 68, 92.
Runen 109.
Rundhaus 38, 49, 56.
Rundköpfe 16, 31, 42.

Sachſen 94, 98.
Sachsnot 98.
Saga 100ff.
Salem 87.
Salz 58, 87.
Sammlervölker 37.
Sautuola 21.
Scoten 42.
Schaafhauſen 6.
Schamanenbrauch 82.
Scharzfeld 19.
Schiffahrt 71, 97ff.
Schliemann 6.
Schnurkeramik 43f., 48, 49.
Schoetenſack 9.
Schuſſenried 38f.
Schrader 50, 78.
Schuchardt 44, 50, 60, 83.
Schwaben 68.
Schwantes 91.
Schweiz 68.
Schwert 70f., 86, 106.
Seddin 84.
Seelenglauben 34f., 77ff.
Sekundärzeit 2.
Semiten 80.
Semmonen 100.
Siegfried 71, 82, 106.
Sigurd 71, 95, 106.
Silingen 98f.
Sippendörfer 53.
Sitzendbegraben 42.
Skiren 92.
Slawen 68.
Sokrates 59.
Solutréen 3, 10, 17.
Sonnenwagen 79f.
Sonnenverehrung 36, 78ff., 81.
Sophokles 39.
Spiralnebel 1.
Sprachlandſchaften Europas 49.
Staatlichkeit 59, 62.
Stabreim 66.
Ständiſche Schichtung 59.
Steinalleen 38.
Steinhaus 35.
Steinſäule 41.
Steinzeit 10—55.
Stonehenge 38.
Strabo 53, 80.
Streitaxtleute 51, 69, 75.
Sweben 67.

Tacitus 52, 77, 81, 96, 97, 98, 99, 107.
Tertiär 2, 11.
Teutonen 68, 92.
Thor 78.
Thüringen 43f.
Thukydides 53.
Thuner 98.
Thusnelda 108.
Thyr 78, 79.
Tiefſtichkeramik 46, 66.
Tierornamentik 90.
Tierwelt 5, 15, 23, 29, 31, 32, 35, 43.
Tiu 77, 105.
Tor 97.
Totem 25.
Totenbäume 72.
Totenbeſtattung 18, 20, 43, 46, 60, 72, 81, 82, 99.
Totenverbrennung 74, 82.
Tundren 4, 28.
Twiſto 97.

Ulfilas 52.
Urindogermanen 96.
Urgermanen 44, 64.
Urkelten 51, 74.
Urmenſch 5, 12.
Urnen 83.
Urnenfelder 84.
Urnenfelderleute 74.
Urſlawen 92.
Urſtromtäler 5.

Varro 35.
Vaterrecht 54.
Vergeſellſchaftung 13.
Viehzucht 33, 52.
Viereckhaus 49, 56, 64.
Viereckſchanzen 89.
Virchow 6, 8.
Viſcher 39.
Vlamen 94.
Völkerwanderung 91ff.
Vogelherd 22.
Volksbräuche 81f.
Voraffenmenſch 11.
Vorneandertaler 13.

Wäringer 94.
Waffen 17, 69ff., 106.
Walhall 103.
Walther 82.
Wandaler 92.
Wappentier 25.
Weihefunde 80.
Wells 16.
Weltalter 2.
Weltraum 1.
Wergeld 55.
Werkzeug 11, 17, 19, 30, 32, 43, 69.
Weſtkultur 38—42.
Weſtpreußen 92.
Weſtvölker 38ff.
Wikinger 94.
Willendorf 10, 24.
Wirth, Hermann 111.
Wodan 36, 106.
Wohngruben 33.
Würmeiszeit 3.

Yoldia 20, 28, 29.
Ywngi-Frey 36, 98.

Zauberglauben 26, 34.
Zeus (Ziu) 36, 52, 78, 79.
Zwiſcheneiszeit 3, 5.

Altenburg, Thür.
Piererſche Hofbuchdruckerei
Stephan Geibel & Co.